



Die Anatomie war immer schon eine fröhliche Wissenschaft. Sie seziierte munter drauflos, als fände sich in den Teilen das Ganze des Menschen. Heute versuchen das NSA, Google und Co. durch ihre diversen Algorithmen (2-3). Die Technik fühlt dem Menschen auf den Zahn, bis die Muskeln, die Nerven offen liegen. Auch wenn das bisweilen schief geht (8-9).

Welches Hirn interessiert sich für was, welche Synapsen sind womit verknüpft? Welche Nervenbahnen laufen wo zusammen, welches Spiegelneuron sympathisiert mit welchem (13-

14)? Was treibt das Hirn der Gesellschaft (4-7), wo läuft das Denken aus dem Ruder (21-23), welche neuralgischen Punkte der Kommunikation gilt es zu analysieren, um Abberationen frühzeitig zu erkennen und zu bekämpfen (12-13)?

Nichts, was dem technisch aufgerüsteten Auge noch entgehen soll (19-20). Sich dem entziehen zu wollen, wird bald nur noch ein Anachronismus sein (24-25). Raster sind die neuen Skalpelle. Mit unabsehbaren Risiken und Nebenwirkungen (15-18).

le-Suchanfragen, besuchte Internetseiten, Facebook-Posts und -Freunde, alle verwendeten E-Mail-Adressen und -Nachrichten, Login-Daten, Telefonnummern, Chat-Protokolle u. s. w. einer bestimmten Person abgerufen werden – mit dem Programm *xKeyscore* geht das auf Knopfdruck und ohne richterliche Genehmigung. (Siehe hierzu auch die *mosaic theory* auf Seite 7.)

Bedenkt man, dass es über jeden von uns ein paar Dinge gibt, die er – auch wenn sie kein Verbrechen darstellen – lieber vor der Öffentlichkeit geheimhalten möchte (man bezeichnet solches herkömmlich als ›privat‹, siehe auch die Seiten 19-20), so ist klar, dass mithilfe geeigneter Informationen jeder erpressbar ist. Dies gilt nicht nur für Privatpersonen, sondern auch und vor allem für Politiker.

Was sich wie das Skript zu einem schlechten Science Fiction-Film anhört, ist leider längst Realität. Aber wer jetzt glaubte, die Welt stünde Kopf anlässlich dieses Angriffs auf ihre Privatsphäre – und ja: ihre Demokratie –, der täuscht sich: Im Großen und Ganzen scheint alles so weiter zu gehen wie bisher. Snowden hatte das befürchtet:

»The greatest fear that I have regarding the outcome for America of these disclosures is that nothing will change. People will see in the media all of these disclosures. They'll know the lengths that the government is going to to grant themselves powers unilaterally to create greater control over American society and global society. But they won't be willing to take the risks necessary to stand up and fight to change things, to force their representatives to actually take a stand in their interests.«
(Snowden, 9.6.2013)

Dass Snowden selbst bereit war, dieses Risiko einzugehen (siehe Seiten 15-18), hängt vielleicht nicht zuletzt mit seinem Alter zusammen (siehe Seite 4).

Metadaten?

Metadaten zeigen, wer mit wem wie viel kommuniziert. Damit sind sie, zumindest was den Bereich des Digitalen angeht, ein sehr präzises Abbild der sozialen Strukturen, in denen jemand sich bewegt. Zur Einschätzung der Rolle, die jemand in einer bestimmten Gruppe, einem Unternehmen, einer Sekte, einem Verein etc. spielt, ist die Analyse der Metadaten das Mittel der Wahl. Denn sie spiegeln auch die Machtverhältnisse wider: Wer hat Schlüsselpositionen inne, wer ist Multiplikator für Ideen, Meinungen etc.: Wen also lohnt es, zielgerichtet zu beeinflussen? Und ist er vielleicht schon allein durch die Metadaten erpressbar? Hat er Kontakte, deren Offenlegung ihn in Schwierigkeiten bringen könnte?

Not even Angie M.

Dies war alles schon geschrieben, als die Überwachung eines von Millionen Mobiltelefonen den bereits abgeflauten Skandal erneut auf die Titelseiten hievte: jenes von Angela Merkel. Vielleicht bedurfte es dieses Vorfalles, damit was zwar seit einigen Monaten bekannt, aber offensichtlich noch nicht in seinem vollen Ausmaß realisiert ist, sich in seiner ganzen Tragweite zeigt – als offenbare das private Handy unserer Regierungschefin *pars pro toto* die Ausspäbarkeit jedes Handys.

Dass das Mobiltelefon unserer Kanzlerin aus Gründen der Terrorabwehr ausgespäht wurde, ist eher unwahrscheinlich. Dieser Frau mag einiges zuzutrauen sein – aber die Planung eines terroristischen Anschlags auf die Vereinigten Staaten? Warum aber dann die Ausspähung ihrer Kommunikation? Geht es auch hier um das Sammeln inkriminierender Informationen, um sie bei Bedarf zu politischen Zwecken zu nutzen? Wenn die NSA mitschneidet, wie Frau Merkel bspw. politische Intrigen spinnt oder sonst etwas Unrühmliches tut – wer glaubt denn im Ernst, unsere Kanzlerin habe genug Rückgrat, sich dadurch nicht zu gewünschten politischen Entscheidungen überreden zu lassen?

von Janina Reibold

Kurz vor Drucklegung melden italienische Zeitungen, auch der Papst sei von der NSA abgehört worden ... vermutlich aus rein religiösen Gründen.

Was so etwas für den freien Journalismus bedeutet, liegt auf der flachen Hand. Auch unliebsame politische Gruppen können so leicht aufgegeben werden. Potentiell kann es aber auch jeden privat betreffen. Für ein Scheidungsverfahren etwa könnten Nachrichten an die Geliebte von großem Interesse sein. Und in der Wirtschaft? Metadaten des Vorstandschefs eines börsennotierten Unternehmens würden genügen, um einen Wettbewerbsvorteil an der Börse zu haben. Bevorstehende Entscheidungen zeigen sich schon allein anhand von verdächtigen Telefonkontakten, ohne dass deren Inhalt bekannt sein müsste.

von Gregor Babelotzky

Das studentische Mosaik

Vom Nutzen und Nachteil des Bruchstücks für das Leben

Der Student ist ein unbequemes Wesen. Das ist keine neue Erkenntnis: Die meisten Revolutionen gingen von Studenten aus. Das war bei der deutschen Revolution von 1848 so, und auch die Aufstände der 1960er-Jahre entsprangen studentischen Kreisen.

Das kommt nicht von ungefähr, sondern hängt mit der eigentümlichen Stellung, die das studentische Wesen in unserer Gesellschaft hat, zusammen. Da ist die zeitliche Nähe zu den rebellischen Energien und Tendenzen der Pubertät und die gerade erfolgte ›Befreiung‹ von elterlichem Obdach und schulischen Zwangspflichten. Der Beginn jenes neuen Lebensabschnitts, den man zum ersten Mal tatsächlich selbst gestalten und bestimmen kann, erzeugt die Vorstellung der potentiell unbegrenzten Möglichkeiten. Das Leben liegt vor einem, ist nach eigenem Wissen und Gewissen zu gestalten.

Im Idealfall ist der Wille noch nicht gebrochen, der Korruptionsgrad durch Arbeitsmarkt-Integrations-Maßnahmen und -Kompromisse gering; eingebildete oder tatsächliche Verpflichtungen und Verantwortlichkeit gegenüber der Familie sind überschaubar; Zukunfts- und Vorsorgeängste eher schwach ausgeprägt: Kredite müssen keine zurückbezahlt werden.

Und vor allem gibt es eines: Wissen, stetig wachsendes Wissen und Zeit, den eigenen Interessen nachzugehen. Das gibt einem die Möglichkeit, sich mit dem bisher Gedachten und Gewussten auseinanderzusetzen, nicht mehr wie in der Schule bloß zu repetieren, sondern an den eigenen Gedanken weiter zu arbeiten. In der Tiefe intellektueller Wahrnehmung kommt nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart kritisch in den Blick.

Daher gab und gibt es seit jeher Bestrebungen jener, die auf Wahrung der aktuellen Machtstrukturen aus sind, das freie studentische Wesen in Ketten zu legen. Lange waren diese Ketten die der Repression: Die gewaltsame Räumung selbstverwalteter Räume wie des Collegium Academicum in der Seminarstraße 2 (heute Studentensekretariat) 1978 sowie sämtliche Versuche des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Filbingers, ›linke‹ Studenten aus der Universität zu vertreiben, gehören in diese Zeit, wo die Ketten noch aus hartem Eisen waren und die Peitsche offen in Anwendung gebracht wurde.

In Zeiten der Kuschelpädagogik, in der wir alle groß geworden sind, funktioniert es etwas subtiler, hat man jene harten Metallketten durch Seidentücher, die Peitsche durch das Zuckerbrot ersetzt. Die Wirkung bleibt die gleiche.

Da das ›gefährliche‹, weil kritische Potential der Studenten für das System problematisch ist, versucht man, näheren Aufschluss über die Gedanken, die dort gehegt werden, zu erlangen. Lange Zeit waren die politischen Mächte

auf Informanten angewiesen: So wurden in Folge der 68er zahlreiche Studenten als Spitzel vom Verfassungsschutz angeworben, um über geführte Gespräche und personelle Strukturen zu berichten. Bis heute wird dieses Verfahren angewendet: Erst jüngst flog ein Mitarbeiter des Landeskriminalamtes auf, der sich im Jahre 2010 mit dem Decknamen »Simon Brenner« unter die Heidelberger ›linke‹ Studentenszene gemischt hatte und fleißig Bericht über Interna an die Behörde abstattete (vgl. un!mut no. 209).

Die Vorstellung, dass ein Mensch in meiner Nähe als verdeckter Ermittler regelmäßig Protokoll über mich führt, meine Wortmeldungen, Aktivitäten und sozialen Kontakte an eine staatliche Behörde weiterleitet, dürfte von den meisten als ein illegitimer Eingriff in die Privatsphäre gewertet werden. Vor allem dann, wenn – und dies war der Fall bei ›Simon Brenner‹ – kein Tat-, sondern Generalverdacht vorliegt.

Der Schlüssel zu Big-Student-Data

Obwohl dieses ›klassische‹ Modell der Überwachung immer noch gern von im Namen des Staatsschutzes agierenden Instanzen Verwendung findet, bieten sich heute technisch viel raffiniertere Möglichkeiten, an Informationen über studentisches Verhalten heranzukommen.

Der zentrale Schlüssel zum Studenten hat überschaubare Maße – 8,6 × 5,4 × 0,1 cm – und trägt den Namen: multifunktionaler Studierendenausweis. In und auf ihm findet sich alles, was man braucht, um sich ein umfassendes Bild von einem studentischen Wesen zu machen.

Dort steht für jeden sichtbar der Name, ein Foto, die Matrikelnummer, Uni-ID sowie auf der Rückseite die Angabe von wann bis wann jemand an der Universität Heidelberg studiert. Das allein sind schon relevante Informationen, wirklich interessant wird es aber erst, wenn wir in das Innere der Karte vordringen. Dort findet sich nämlich ein Chip mit einer Seriennummer, sonst nichts. Der ist ein universeller Schlüssel zu verschiedenen Datenbanken.

Zum einen sind da jene Daten, die die Zentrale Universitätsverwaltung (ZUV) von einem hat. Neben personenbezogenen Daten wie Name, Herkunft, Familienstand, Wohnsitz, Telefonnummer, E-Mail-Adresse, Hochschulzugangsberechtigung, Versicherungsnummer, Bankverbindung und Nummer des Personalausweises, auch solche, die das Studium betreffen: An welchem Tag erfolgte die Einschreibung in welche Fächer und in welchen Studiengang, wann und wie häufig wurde dieser gewechselt; zu welchem Zeitpunkt, in welcher Regelmäßigkeit und mit welchem Ergebnis wurden Prüfungsleistungen abgelegt, verschoben oder missglückten; wann erfolgte der Nach-



Tot und immer noch depressiv. Mist.

weis evtl. notwendiger Sprachkenntnisse; wann wurde ein Urlaubs- oder Auslandssemester eingelegt?

Der Chip in der Karte hat bekanntlich auch eine Zahl-funktion, die man zum vergünstigten Konsum in den Mensen und beim Kopieren verwenden muss. Das aufgeladene Guthaben wird dabei nicht nur auf der Karte selbst gespeichert, sondern ebenfalls in jener ominösen Datenbank. Mit dem (scheinbaren) Vorteil, dass nach Verlust der Karte das vorherige Guthaben auf einer neuen Karte wiederhergestellt werden kann. Im Augenblick wird aus Datenschutzgründen nicht gespeichert, wann wie viel Geld aufgeladen sowie wo und wie dieses wieder ausgegeben wurde. Technisch ist dies jedoch problemlos möglich.

Über die auf der Karte aufgedruckte Uni-ID bekommt man Zugang zum Informationssystem »Lehre, Studium und Forschung« (LSF). Dort finden sich neben eher allgemeinen Informationen zu Kontaktdaten und Gebührenkonto die doch recht interessanten Informationen zur Ver-

anstaltungs- und Prüfungsverwaltung. Während man bei der ZUV vermutlich nur weiß, wann Orientierungs-, Zwischen- und Abschlussprüfungen abgelegt wurden, kann man im Hochschul-Informationssystem des LSF (HIS-POS) detailliert einsehen, welche Seminare und Vorlesungen besucht (siehe die Stundenplan-Funktion) und ob und wie diese abgeschlossen wurden. Alle Studienleistungen sind dort – sofern das jeweilige Fach HIS-POS zur Studienorganisation nutzt – gespeichert.

Die E-Learning-Plattform Moodle erreicht man ebenfalls mit der Uni-ID. Dort kann man jederzeit einsehen, welche Veranstaltungen in welchem Semester besucht wurden, wer diese ebenfalls besuchte, welche Texte oder Aufgaben wann behandelt wurden und vieles mehr. Bei Einführung von Moodle vor einigen Jahren konnte jeder Dozent zusätzlich noch einsehen, ob und wann welcher Teilnehmer welche Dokumente heruntergeladen hatte. Aus datenschutzrechtlichen Bedenken und erfolgten Beschwerden ist diese Funktion mittlerweile deaktiviert und nur der Administrator hat noch Zugriff auf diese Daten.

Mit der Uni-ID bekommt man ebenfalls Zugang zum kostenlosen und werbefreien E-Mail-Postfach der Uni Heidelberg (auch eine Alternative zu Gmail und Konsorten, siehe Seite 12-13). Dort kann man sich einen umfassenden Überblick über das Wer, Wann, Mit-Wem (Metadaten, siehe Seite 3) der Kommunikation eines jeden Studenten verschaffen sowie auch gleich das »Was« im Klartext lesen. Jeder, der schon mal versucht hat, dort eine E-Mail zu löschen, weiß, dass selbst der Befehl »endgültig löschen« nicht ganz wörtlich zu nehmen ist, da sich diese E-Mails weiterhin auf dem Server des URZ befinden und mit einem einfachen Klick »wiederhergestellt« werden können.

Zeige mir, was Du liest, und ich sage Dir, was Du denkst

Komplettiert werden die bisher genannten Informationen noch mit jenen aus einer Datenbank, die mittels des auf der Rückseite des Studentenausweises aufgedruckten Barcodes oder ebenfalls der Uni-ID erreicht wird: die der Universitätsbibliothek. Dort finden sich detaillierte Angaben zu den aktuellen und vergangenen Lektüren des studentischen Wesens. Anhand der Bücher-Ausleihen, Bestellungen und Vormerkungen kann ein recht präzises Bild des gegenwärtigen Stands des Nachdenkens gezeichnet werden: Mit welchen Themenbereichen beschäftigt sich die Person gerade, wie lange findet diese Auseinandersetzung bereits statt, wie lange wurde ein bestimmtes Buch ausgeliehen, aus welcher thematischen Beschäftigung resultierte die aktuelle Bücher-Ausleih-Kombination und zu welchen neuen Lektüren wird sie führen? Finden sich Übereinstimmungen mit dem Lektüerverhalten anderer Personen, können gar Vorhersagen hinsichtlich des zukünftigen Interesses abgeleitet werden?

Neuerdings speichert die UB jedoch nicht nur die tatsächlichen Ausleihen, sondern führt auch Buch über die Recherchen, die ein jeder Nutzer tätigt. Rechts oben unter »Suchhistorie« bekommt man bei jeder bibliographischen Sitzung ungewollt und ungefragt ein genaues Protokoll seines Literatur-Suchverlaufs. Als »Serviceleistung« im amazonschen Stil getarnt, werden diese Datensätze bereits jetzt von einer privatwirtschaftlichen Firma namens »BibTip« ausgewertet. Die Suchhistorie des Nutzers wird nicht über einen Cookie, sondern über die IP-Adresse erstellt. Personenspezifisch gespeichert und ausgewertet werden diese Rechercheprotokolle aus Datenschutzgründen derzeit natürlich noch nicht. Technisch ist das jedoch leicht zu ändern, sobald politisch ein Interesse an diesen Daten aufkäme. Und bei ein wenig historisch geschulter Phantasie kann es einem da schon kalt den Rücken hinunterlaufen.

»You May Have »Nothing to Hide« But You Still Have Something to Fear«

Für sich genommen bedeuten die jeweiligen studentischen Daten vielleicht nicht allzu viel, und so mancher mag sich denken: Ach, wen interessiert denn, was ich gerade lese, welches Proseminar ich besuche oder wann ich ein Auslandssemester einlege – und selbst wenn: Ich habe ja schließlich nichts zu verbergen. Und tatsächlich interessiert sich in der Regel niemand für diese Daten. Besonders in ihre Einzelteile zerfleddert, sind sie geradezu nichtssagend – in ihrer Kombination dafür umso aussagekräftiger. So jedenfalls der Theorie nach, genauer: der *mosaic theory* zufolge. Sie ist das theoretische Fundament, das hinter allen Unternehmungen zur Terrorabwehr seit dem 11. September 2001 steht. Sie legitimiert die weltweite Datensammelwut des US-Geheimdienstes NSA und ist verantwortlich für die Einschränkung zahlreicher Grundrechte durch den PATRIOT Act seit 2001.

Wie bei einem Mosaik, so die herrschende Vorstellung, hat ein einzelnes kleines Steinchen, eine einzelne scheinbar unsignifikante Information noch keine Bedeutung oder Aussagekraft. Jedoch aus der spezifischen Kombination mit anderen Steinchen, mit anderen kontingenten Informationen, entsteht Stück für Stück ein ganzes Bild, das nun sehr wohl Signifikanz gewinnt. Auf den Menschen übertragen, ergibt sich aus der Kombination an sich scheinbar irrelevanter Informationen (einer Rasterfah-

nung ähnlich) eine Annäherung an so etwas wie ein Individuum, dessen Meinungen, Wünsche und Handlungen vorhergesagt werden sollen. Je mehr einzelne Steinchen bekannt sind, um so genauer wird das Bild: Daher die Strategie der Geheimdienste, potentiell alle Steinchen zu sammeln.

Obwohl diese Theorie einige wesentliche Schwächen aufweist, beherrscht sie das Feld. Es ist die Logik des Rechnens und der Statistik, die uns das Gefühl vermittelt, dass dieses ganze Chaos der menschlichen Existenz mit all seinen Sorgen, Ängsten und Risiken doch beherrschbar sei (siehe Seiten 15-18). Wir wissen, dass der Algorithmus nicht recht behalten wird: Trotz Milliarden weltweit gesammelter Daten durch die NSA gab und gibt es Terroranschläge: angeblich acht weniger als ohne die Totalausspähung von zwei Dritteln der Menschheit. Sonderlich effizient ist das nicht. Dennoch siegt im Augenblick Zahl gegen Kopf.

Dezentralisierung

Im Zuge von Erklärungen zum Datenschutz rühmt sich die Universität mit der Tatsache, dass auf dem multifunktionalen Studierendenausweis selbst kaum Informationen gespeichert sind. Auf den ersten Blick hört sich das auch durchaus vernünftig und beruhigend an. Können doch bei Verlust oder Diebstahl der Karte nicht so leicht die heiß begehrten Daten ausgelesen werden. Jedoch birgt dies auf den zweiten Blick eine ganz andere Gefahr: Es ist zwar sicherlich nicht ganz einfach, an jene zentrale Datenbank heranzukommen und bedarf einiges an technischem Geschick, jedoch wird die Ernte anschließend um so größer sein. Warten dort schließlich gesammelt alle sensiblen Informationen zu allen Heidelberger Studenten: *en bloc*. Und dass es keine, wirklich keine absolute Datensicherheit gibt, haben nicht zuletzt die Aufdeckungen rund um den NSA-Skandal gezeigt (siehe Seiten 2–3). Ein Vertrauen auf die Vertraulichkeit der Daten reicht nicht.

Die Lehre, wenn man so reden kann, die aus all jenem zu ziehen wäre, ist erst in einem zweiten Schritt mehr Datensicherheit, zuerst sollte gründlich abgewogen werden, welche Daten man überhaupt erhebt und dann, nur bei den wirklich notwendigen, wie und wo diese gespeichert werden. Dezentralisierung – obwohl Zentralisierung so viel bequemer ist – sowie Sparsamkeit sind angesichts von wolkenhaften Zentralisierungsphantasien und -realitäten das Abwehrmittel der Wahl.

von Janina Reibold

Heidi, Deine Welt sind nicht die Bilder!

Bekanntlich (siehe un!mut no. 219 vom April 2013) wird uns Studenten unterstellt, wir bräuchten unbedingt bunte Bilder als Begleiterscheinung unserer Suchergebnisse im UB-Katalog Heidi. Zu wissen, wie das Titelblatt eines gesuchten Buches aussieht, sei wichtig, so könnten wir es ja auch besser lokalisieren im undurchdringlichen Dickicht der Regale des Freihandbereichs.

Bis vor kurzem hat die UB Heidelberg ihre Abbildungen ausschließlich aus der Datenbank von Amazon bezogen; hinter jedem winzigen Bild verbarg sich ein Link, der den »Kunden« der UB mit einem Klick direkt zur Internetseite von Amazon schleuste. Dort konnte sich der UB-»Kunde«, abgeholt vom Amazon *student service*, umstandslos in einen Amazon-»Kunden« verwandeln, das gewünschte Buch bekommen, ohne bis zum vierten Stock der UB hinaufsteigen zu müssen, mit gemütlicher Hauslieferung am nächsten Tag und in der Regel zu einem sehr niedrigen Preis. Die UB war sich offensichtlich nicht darüber im Klaren, dass sie nicht nur sich selbst, sondern auch die lokalen Buchhandlungen der Konkurrenz preisgab, dazu – und

zu ihrem eigenen Schaden – umsonst für diese Werbung machte.

Nun hat sich aber in letzter Zeit anscheinend doch einiges zum Besseren gewendet. Zum einen wird die Amazon-Verlinkung, falls vorhanden, nicht mehr verheimlicht. Wenn man über das Bild fährt, erscheint eine kleine Meldung, die den Nutzer über dessen Provenienz informiert und ihm mitteilt, wo er landet, wenn er darauf klickt. Immerhin.

Zum anderen hat sich die UB überlegt, wo sie sonst ihre Titelblatt-Abbildungen herholen könnte: eine Quelle, die etwas unbefleckter scheint als Amazon, bei der man auf etwas mehr Konsens stößt. *Open Source* also, auf alle Fälle!

Open-Library und LibraryThing heißen die neuen Abbildungslieferanten; beide kommen aus den Staaten; beide sind Vertreter der *open-access*-Philosophie und haben sich zum Zweck gesetzt, alle Bücher der Welt zu katalogisieren, die existierenden sowie die nicht mehr lieferbaren, unter dem Motto: »One web page for every book ever published«. Wie bei Wikipedia kann und soll sich jeder an diesem visionär-utopischen Unterfangen beteiligen, alle können Titel und Bilder hochladen. Wie bei Facebook (LibraryThing nennt sich auch »Facebook for books«) kann jeder ein persönliches *library*-Profil erstellen und mit anderen *users* teilen, um zu sehen, wer »the most similar library to yours« hat (die Folgen für Fragen der *privacy* und der Kontrolle von Leseverhalten klammere ich hier aus). Und weil es wohl nicht anders geht, entnehmen diese beiden Seiten viel Material nicht nur der Library of Congress, sondern ausgerechnet auch ... dem Großkonzern Amazon (mit entsprechender Verlinkung). Die Zeiten, in denen Ka-

HEIDI Katalog für die Bibliotheken der Universität Heidelberg

Einfache Suche **Erweiterte Suche** Konto Merkliste Fernleihe

Zurück zur Trefferübersicht und Suche Markieren Persönliche Notiz Kategorieformulare Exportieren/zitieren

Status: siehe Bände Standort: --- Exemplare: siehe Bände

Autor: Dickinson, Emily ⓘ

Ansetzungstitel: Manuscript books

Titel: The manuscript books of Emily Dickinson

Verf./Hrsg.: Franklin, Ralph W. [Hrsg.] ⓘ

Sammlungsverm.: Sammlung

Verf. Vorlageform: ed. by Ralph W. Franklin

Verlagsort: Cambridge, Mass. [u.a.]

Verlag: Belknap Pr. of Harvard Univ. Pr.

ISBN: 0-674-54828-0

978-0-674-54828-2

Sprache: eng

RVK-Notation: HT 4951 ⓘ

Verknüpfungen: → Bände

SWB-PPN: 008543127

Anglistisches Seminar

Signatur Inst: T DIC 93

Bibliothek/Idn: EN / 60463703,0



Andere Nutzer interessierten sich auch für:

- ↔The↔ Emily Dickinson handbook / Grabher, Gudrun M. [Hrsg.]; 1998
- ↔The↔ poems of Emily Dickinson / Dickinson, Emily; 1999

Provided by bibtip

Titel in: LibraryThing
Bewertung: ★★★★★½ (4.5 von 5)

pitalismus und Utopie nicht vereinbar waren, sind vorbei. *The times, they really are a-changin'.*

Was bedeutet das Ganze aber für unsere UB, die sich bei diesen Anbietern bedient, gerade um die Amazon-Verlinkung zu vermeiden? Sie ist in einer peinlichen Sackgasse gelandet. Heidis Bilder-Wahn hat sie blind gemacht gegenüber den Implikationen willkürlicher Verlinkung mit US-amerikanischen pseudo-utopischen Unternehmungen, deren Initiatoren wohl selber nicht wirklich wissen, was sie tun.

Peinlich sind darüber hinaus auch die Nebenerscheinungen der UB-links auf Open-LibraryThing. Wenn dort jeder ein Bild hochladen kann, wenn keiner kontrolliert, ob der Zusammenhang zwischen Bild und Buchtitel einigermaßen begründet und vernünftig ist, und wenn schließlich die Verlinkung völlig automatisiert ist, dann wird man als UB-Nutzer bisweilen unangenehm überrascht. Ein Beispiel.

Sucht man etwa nach den »Manuscript Books« der amerikanischen Dichterin Emily Dickinson, begegnete einem auf der Heidi-Seite bis vor ein Paar Wochen nicht die Abbildung des sehr unspektakulären, gelblichen und schmucklosen Einbands der zweibändigen Ausgabe, wie sie *realiter* aussieht, sondern das Foto einer jungen Zeitgenossin mit einem blaugestreiften Hemd, die melancholisch in die Leere (oder wahlweise auf die Standortangabe im Anglistischen Seminar) starrt (siehe Bild links). Soll sie stellvertretend für Emily stehen, anstatt der vielen alten Schwarzweiß-Bilder der Autorin? Soll diese namenlose Frau uns an die melancholische Stimmung der Gedichte gemahnen? Was hat sich der- oder diejenige beim

Hochladen dieses Bildes gedacht? Wie dem auch sei, hätte ich persönlich als Nutzerin von Heidi gerne auf diese mir von Open-Library aufgedrängte Begegnung verzichtet (siehe Bild oben). Und ich war anscheinend nicht die einzige, der es nicht ganz gefiel, denn heute (2. November 2013) ist die traurige Unbekannte verschwunden. Sie wurde

Search Results

12 hits ≡ Relevance | Most Editions | First Published | Most Recent

emily dickinson manuscripts

Search



The manuscript books of Emily Dickinson by Emily Dickinson

1 edition – first published in 1981

gnadenlos durch ein anderes Bild, eine andere Verlinkung ersetzt – jetzt ist bei Heidi und Emily ein rosa Rechteck zu sehen, *courtesy of* LibraryThing (siehe Bild unten). Die chromatische Logik dahinter, wenn es überhaupt eine gibt, ist vermutlich: Eine Dichterin, eine Frau, da kann der Umschlag nur rosa sein.

Warum, oh liebe Heidi, brauchen wir überhaupt bei jeder Suche eine Abbildung? Warum willst Du Dich in einem Atem mit einer Internet-Seite nennen lassen, die in ihrer Abteilung »Zeitgeist« ein *ranking* der »top 75 authors« zeigt, bei dem J. K. Rowling an erster, Shakespeare aber nach Stephen King und Tolkien erst an siebter Stelle steht, und überdies kaum ein nicht-anglophoner Autor aufgelistet wird? Oh liebe Heidi, tritt einen Schritt zurück von Dir selbst; siehst Du nicht, dass Du vor einem goldenen Kalb kniest? Für Dich ist die Zeit gekommen, das alte Bilderverbot vom Dachboden der Geschichte zu holen.

von Chiara Westermann

HEIDI Katalog für die Bibliotheken der Universität Heidelberg

Einfache Suche **Erweiterte Suche** Konto Merkliste Fernleihe Leihstelle: UB Altstadt

Zurück zur Trefferübersicht und Suche

Treffer 2 / 4 Markieren Persönliche Notiz



Andere Formate Exportieren/Zitieren

Status: siehe Bände Standort: ---
Exemplare: siehe Bände

Autor: Dickinson, Emily ⓘ

Ansetzungstitel: Manuscript books

Titel: The manuscript books of Emily Dickinson

Verf./Hrsg.: Franklin, Ralph W. [Hrsg.] ⓘ

Sammlungsverm.: Sammlung

Verf. Vorlageform: ed. by Ralph W. Franklin

Verlagsort: Cambridge, Mass. [u.a.]

Verlag: Belknap Pr. of Harvard Univ. Pr.

ISBN: 0-674-54828-0
978-0-674-54828-2

Sprache: eng

RVK-Notation: HT 4951 ⓘ

Verknüpfungen: → Bände

SWB-PPN: 008543127

Anglistisches Seminar

Signatur Inst: T DIC 93

Bibliothek/Idn: EN / 60463703,0



Andere Nutzer interessierten sich auch für:

- The→ Emily Dickinson handbook / Grabher, Gudrun M. [Hrsg.]; 1998
- The→ poems of Emily Dickinson / Dickinson, Emily; 1999

Provided by bibtip

Titel in: LibraryThing
Bewertung: ★★★★★½ (4.5 von 5)

»Traut nicht dem Pferde, Trojaner! Was immer es ist, ich fürchte die Danaer, selbst wenn sie Geschenke bringen.«

(Vergil, Aeneis II 48f.)

etwas umsonst haben wollen

Der Wunsch, vom technischen Fortschritt zu profitieren, hat Siebenmeilenstiefel. Wogegen die Fähigkeit, die Technik zu verstehen, mit der Behändigkeit des Geistes Vorlieb nehmen muss. Zwar wird versucht, auch das Verstehen den Programmen anzuvertrauen, aber ... usw. usf.

Sowohl beim Wünschen als auch beim Verstehen findet Arbeitsteilung statt, sofern es in Unternehmen oder staatlichen Institutionen stattfinden soll. Was beispielsweise die Uni braucht, hat nicht ein Kopf ersonnen, sondern haben mehrere zusammengetragen. Das Angebot für die Bedarfsdeckung zu verstehen – damit das Beste ausgewählt werden kann –, wird ebenso kooperativ geleistet. Es können bspw. Spezialisten der begehrten Technik befragt werden, wie auch Referenten für den finanziellen Aspekt. Wenn dann ein günstiges Angebot dem technisch wertvolleren vorgezogen wird, weiß man, welche Partei gewonnen hat. Eine Statistik der Entscheidungen anhand dieser Maßstäbe würde – so das Modell – die Priorität der Institution aufzeigen.

Geschenke vs. Verantwortung

Die Entscheidung der Uni, die Antivirensoftware für alle PCs der Uni-Angestellten von Microsoft zu beziehen, orientiert sich stärker am Kostenfaktor als an der Sicherheitsfrage. Denn in allen Tests fällt die Software von Microsoft im Vergleich mit anderen Anbietern durch; etwa gegenüber dem Virenschutz der Firma Sophos, der noch bis Ende 2012 von der Uni abonniert war. Aber was bis dahin bezahlt werden musste, wird nun von Microsoft geschenkt (im Rahmen des Microsoft Campus Agreement, das bundesweit für staatliche Bildungseinrichtungen gilt, dem beizutreten jeder Uni aber freisteht). Und Geschenke nimmt die Uni angesichts knapper Kassen gerne an.

Das ist mit *der* Erkenntnis dieser Tage zu konfrontieren: Sie ist auf allen Feldern der Marktwirtschaft, des Gesundheits- und Versicherungswesens, der öffentlichen Verwaltung und eben auch der Forschung sichtbar. Autofahrern werden von ihrer Versicherung Preisnachlässe angeboten, wenn sie ihr Fahrverhalten von einem Computerprogramm analysieren lassen. Wer sich nicht beobachten lassen will, muss mehr bezahlen. Kommerzielle Anbieter von digitaler Technik bieten ihre Produkte zu Spottpreisen an (etwa E-Reader), wenn der Kunde seine Nutzung des Geräts analysieren lässt.

Das sind keine Geschenke: Versicherer werden aufgrund ihrer Analysen Gefahrenkategorien definieren und ihre Preise dementsprechend gestalten. Die Evidenz dieser Ökonomie basiert auf Statistiken, die nicht transparent gemacht werden und nicht anfechtbar sind. Kommerzielle Anbieter von digitaler Technik verkaufen die Daten unseres Verhaltens an alle möglichen Unternehmen, die uns dann mit personalisierter Werbung belästigen.

Und die Uni? Sie wird ebenfalls Opfer einer kommerziellen Strategie, der von Microsoft. Der Großkunde wird ans Firmenangebot gebunden durch vermeintliche Geschenke. Die Universität wird vertraglich verpflichteter Abnehmer von Produkten, über die nur Microsoft die Kontrolle ausübt – im Falle von Antiviren-Software keine angenehme Vorstellung angesichts der Kollaboration des Unternehmens mit amerikanischen Geheimdiensten.

Kann man nicht auf solche *Geschenke* verzichten? Die Entscheidung für die Software von Microsoft war nicht einhellig. Sie wurde offenbar der Ersparnis wegen getroffen. Das Kalkül einer Entscheidung bezieht sich nicht nur auf die Abwägung von Vor- und Nachteilen des Einzelfalls. Es ist vielmehr Teil einer Bewegung, die zahlreiche Entscheidungen enthält, einer Strategie: Ein Unternehmen macht Geschenke, um langfristig von der Dummheit des Kunden zu profitieren; oder es unterbietet alle Preise des Marktes, verzichtet für geraume Zeit auf Gewinne, wird aber bald Monopolist und kann dann die Preise diktieren (so vor allem Amazon). Der Kunde sieht nur das Einzelne, das Schnäppchen; die Strategie des Unternehmens zu analysieren, davon sieht er zugunsten seines Geldbeutels ab.

Bei der Abwägung zwischen technischem Vorteil und Ersparnis fällt die Verantwortung, das Marktgeschehen zu analysieren, schnell unter den Tisch. Besonders brisant ist das bei einer staatlichen Einrichtung. Ihre Entscheidungen über Anbieter von Infrastrukturen sind in zweierlei Hinsicht maßgeblich. Erstens tritt sie als Großkunde auf und kann damit den Marktanteil eines Unternehmens beeinflussen. Die Entscheidung für Microsoft ist dann nicht nur eine vereinzelt Kundenwahl, sondern auch Beförderung der Unternehmensexpansion. Zweitens gibt sie ein Beispiel, wenn nicht gar ein Vorbild. Die Wahl der staatlichen Institution ist vertrauenserweckend; zumindest sollte so das Selbstbild der Institution sein, wenn sie nicht als zynisch gelten will.

Die Entscheidung für Microsoft lässt sowohl die Verantwortung für den Markt der Anbieter als auch das Bewusstsein für die Vorbildfunktion vermissen. Der US-Konzern

zeichnet sich dadurch aus, dass er mit seinem Angebot Vollausstatter von digitaler Infrastruktur ist. D.h. man kann von ihm seine komplette Software und Serverstruktur beziehen; nur für Spezialanwendungen sind andere Anbieter nötig. Damit ist Microsoft der große Konkurrent von Apple. Beide arbeiten an monopolistischen Marktpositionen. Entscheidet sich ein Kunde für ein Microsoft-System, wird er für die meisten Applikationen auch auf dessen Produktpalette angewiesen sein. Es gibt viele Alternativen, aber die meisten sind nicht so *comfy* wie das All-inclusive-Paket des Allrounders.

Die Alternativen, die Angebote für einzelne Programme von kleineren Unternehmen, wahrzunehmen, ist heute notwendig, um Monopole zu verhindern. Oft ist das eine Aufgabe, die Recherche-Leistung abverlangt, die Auseinandersetzung mit Details. Für dieses Gebot der Eigenverantwortlichkeit könnten und sollten staatliche Institutionen werben. Sie sollten Entscheidungen gegen die



Marktmacht treffen und außerdem demonstrieren, dass gute Produkte höhere Kosten rechtfertigen.

Mit dem Hinweis auf leere Kassen wird diese Möglichkeit jedoch abgewiesen. Wobei diese Mitleidstour auch nur zieht, solange das Mäntelchen über die Prioritäten der Budgets gedeckt bleibt.

Kontrollphantasien

Denn man kann aus dem bisher Gesagten nicht ableiten, dass an der Uni die Datensicherheit überhaupt auf die leichte Schulter genommen würde oder Blindheit für die Gefahren kommerzieller Angebote herrschte. Auf bestimmten Gebieten der digitalen Infrastrukturen werden große Bemühungen unternommen. Für die Entwicklung von universitären Server- und Cloud-Systemen stehen etwa Forschungsgelder zur Verfügung. Die Datensicherheit spielt hier eine herausragende Rolle.

Wie ist der Gegensatz zu erklären? Es ist neuerdings berechtigt, daran zu zweifeln, dass Datensicherheit überhaupt zu gewährleisten sei. Wie sollen einige Dutzend Universitätsinformatiker sich gegen zigtausende von Hackern in den großen Unternehmen der Branche und in den Geheimdiensten wehren? Dies ist kein Grund, jeden Versuch für Bankrott zu erklären, denn immerhin spielen auch rechtliche Fragen dabei eine Rolle; und die gute Laune soll bewahrt werden, man muss also an der Illusion der Sicherheit festhalten.

Hinsichtlich des Datenverkehrs wird Zentralisierung gegenüber Vereinzelung favorisiert. Die Sicherheitssysteme für zentrale Server werden professionalisiert, diejenigen für die einzelnen PCs vernachlässigt. Im Endeffekt würde der Hinweis stehen, Forschungsdaten seien nur auf dem zentralen Server sicher, nicht jedoch auf dem PC im Büro. Die Suggestion: Der baden-württembergische, oder der bundesrepublikanische Hochschulverband hat alles unter Kontrolle. Dazu gehören Phantasien über Hochleistungsrechner und superhyperaffenschnelle Übertragungsraten auf Glasfaserkabeln, die man mit den eigenen Händen in deutschem Mutterboden vergrub.

Ängste und ihre Möglichkeiten, oder: Panik als Forschungsmotor

Die Sorge über Sicherheitslücken kann ganz verschiedene Motivationen haben. Erstens gibt es die Angst vor Forschungsspionage, die aber nur bestimmte Fächer/Institute bewegen wird, also wohl eher die Atomphysiker als die Assyrologen.

Zweitens müssen destruktive Einflüsse, vor allem durch Viren und Trojaner, verhindert werden, um die digitale Kommunikation und die Funktion jeglicher Software aufrecht zu erhalten. 2011 gab es im Romanistischen Seminar einen Hackerangriff auf sämtliche E-Mail-Konten (Hintergründe sind nicht bekannt gemacht worden). Die Angst ist also begründet. Diesem Gefahrenpotential mit einer zentralisierten Datenverwaltung zu begegnen, ist angesichts der Findigkeit von Kriminellen (privatwirtschaftlichen, staatlichen oder anarchistischen) eine Falle. Es muss dann nämlich nur die Zentrale geknackt werden und nicht viele verstreute Speicherorte.

Es gibt noch eine dritte Sorge, die eine Zentralisierung der Dateninfrastruktur motiviert. Um sie zu entdecken, müssen die Akteure der Entwicklung genauer betrachtet werden: Die für Cloud-Systeme versprochene Sicherheit muss von irgendeiner Instanz hergestellt und verwaltet werden. Wie sollte die Uni als gesellschaftlicher Akteur, besser beweisen können, dass sie auf der Höhe der Zeit ist, als mit dem Engagement fürs digitale Paradies?

Die Projekte zur Entwicklung von zentralen Serverinfrastrukturen werden aus Forschungsetats bezahlt. Das Bundesforschungsministerium zahlt bis 2015 40 Mio. Euro für Forschungsplattformen (das Wirtschaftsministerium legt nochmal ebensoviel drauf, denn die Ergebnisse sollen ja auch Industrie, Mittelstand und öffentlicher Verwaltung zugute kommen) – unter dem Programm-Motto »Trusted Cloud« (www.bmbf.de/de/18322.php). Dass die Informatik ein heute mächtiges Prestigeobjekt ist, kann nicht weiter verwundern. Das Institut für Technologie in Karlsruhe – KIT – bezieht aus dieser Ideologie seine Exzellenz und bezeichnet explizit sein Ziel als »Vorsorgeforschung im Auftrag des Staates« (www.kit.edu/kit).

Allerdings zeigen die hier thematisierten Entscheidungen, dass die Forschungstätigkeit sich auf die gesamte Uni auswirkt, auf jeden Angestellten. Und wie wäre die Förderpriorität auch anders zu bewerkstelligen? Das Verspre-

chen eines Fachs, auf zentralen Servern Sicherheit zu gewährleisten, verführt die Unileitung dazu, das Budget aus dem grundständigen Haushalt für PC-Sicherheit einzufrieren. Selbst wenn man an dieses Versprechen glaubt, sollte eine öffentliche Diskussion darüber geführt werden, welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind.

Das Versprechen

Das Versprechen bezieht sich nicht nur auf Sicherheit, sondern auch auf Kostenersparnis. Gelänge es den Unirechenzentren eine eigene Serverinfrastruktur mit eigenen Sicherheitsprogrammen zu entwickeln, müssten keine Lizenzen mehr von kommerziellen Anbietern bezogen werden. Für den PC-Antivirenschutz wurde diese Konsequenz schon gezogen, bevor ein Äquivalent existiert.

Das Vertrauen in die Sicherheit der Daten ist gebrochen, der Wunsch nach Rückgewinnung des Spielfeldes *Internet* groß. Die Investitionen, die in den letzten 15 Jahren in dieses Spielfeld gepumpt wurden und für die nächs-

ten Jahre versprochen sind, erlauben keinen Rückzug; er käme einem Gesichtsverlust gleich. Scheitern ist hier nicht angesagt. Die Projekte müssen weitergehen und weiter an einem Versprechen arbeiten, das nicht eingelöst werden kann.

Die Ersparnis, die so zustande kommt, ist aber nur eine vordergründige. Das Prestigeobjekt Informatik soll gepusht werden. Hier müssen also die Forschungsbudgets vergrößert werden. Das ist nur möglich, wenn woanders gespart wird, etwa in der Grundausrüstung der Unis (bspw. für Virenschutz-Lizenzen).

Die Entscheidung für den Microsoft-Virenschutz ist in verschiedener Hinsicht kein Geschenk. Die Uni-Haushaltseinsparung geht auf Kosten der PC-Sicherheit. Die Ersparnis geht auf Umwegen in Prestigeprojekten auf. Damit geht eine Priorität bestimmter Fächer einher. Diese Fächer üben Einfluss aus auf die Dateninfrastruktur der gesamten Uni, aller Fächer. Und endlich: Die Strategie ist Staatsauftrag. Zentralisierung der Dateninfrastruktur in diesem Sinne ist auch Ermöglichung staatlicher Kontrolle.

von Leonard Keidel

E-Mail-Nutzer haben keinen Anspruch auf Privatsphäre

Kurz nach den Enthüllungen Edward Snowdens verteidigten die Anwälte von Google sich in einem 39seitigen Papier vom 13. Juni 2013 gegen eine Sammelklage in den USA. Geklagt wurde gegen Googles Praxis, sämtliche über den E-Mail-Dienst Gmail versandten und empfangenen Nachrichten nach Klartext und Metadaten zu durchsuchen und werbetechnisch auszuwerten. Durch ausgefeilte Algorithmen werden die Mails nach Stichworten untersucht und anhand dieser die Nutzer mit personalisierten Werbeangeboten bombardiert.

Googlemail-Nutzer stimmen durch Bestätigung der Nutzungsbedingungen diesem Verfahren zu: Es ist der Preis, den sie für den werbebasierten und kostenlosen E-Mail-Dienst zahlen. Man möchte sagen: selbst schuld. Jedoch hat diese Praxis noch weitere Folgen – und zwar auch für Nicht-Gmail-Nutzer. Google scannt nämlich routinemäßig *alle* versandten und empfangenen Nachrichten, das heißt auch jene, die von einem anderen E-Mail-Anbieter an eine Gmail-Adresse versandt wurden und deren Nutzer nicht in das Mitlesen seiner Nachricht durch Google eingewilligt hat. Die Kläger sahen darin einen illegitimen Eingriff in ihre Privatsphäre.



Wer überlebt die Überwacher und wer überwacht die Überlebenden? Und was ist hier überhaupt los? Finger raus!

Auf Seite 28 der Stellungnahme* von Google verweisen dessen Anwälte auf ein Urteil aus dem Jahre 1979** und zitieren daraus den für Googles Praxis einschlägigen Satz: »a person has no legitimate expectation of privacy in information he voluntarily turns over to third parties« – soll heißen: Sobald eine Person Informationen freiwillig durch

* nachzulesen hier: <http://www.consumerwatchdog.org/resources/googlemotion061313.pdf>

** Smith v. Maryland, 442 U.S. 735, 743–44

die Hände von Dritten einem anderen zur Verfügung stelle, verliere diese dadurch bereits den Anspruch auf Vertraulichkeit der Nachricht. So wie bei Versand eines Geschäftsbriefes der Absender damit rechnen müsse, dass der Assistent des Empfängers den Brief öffne, so dürfe laut der Google-Stellungnahme auch der heutige E-Mail-Nutzer nicht überrascht sein, dass dessen Nachrichten vom E-Mail-Provider des Empfängers automatisiert gescannt würden. Sobald ich jemandem mit einer Gmail-Adresse eine E-Mail schreibe, müsse ich also damit rechnen, dass diese auch von dessen Übermittler Google gelesen und werbetechnisch ausgeschlachtet würde.

Zwar hinkt Googles Vergleich und Argumentation, er spricht dennoch in aller Deutlichkeit aus, was gängige Praxis bei Gmail ist und mit was zu rechnen ist, wenn man einem Googlemail-Nutzer eine Nachricht schreibt: Das in unserem Grundgesetz in Artikel 10 verankerte Grundrecht, das die Unverletzlichkeit von Briefen garantiert und gerade für all jene Fälle gedacht ist, in denen Nachrichten durch die Hände Dritter (bspw. einen Postboten) zum Empfänger gelangen, ist bei einer Kommunikation, die nur irgendwie über einen Google-Server läuft, abgeschafft.

Hieran zeigt sich deutlich, dass die Wahl des E-Mail-Anbieters keine rein private Entscheidung ist, sondern alle mit einem in Kontakt stehenden Personen in Sippenhaft nimmt, deren E-Mail-Adresse, Metadaten und Kommunikation im Klartext ebenfalls ungefragt gescannt und ausgewertet werden. Der Preis, den man selbst für ein auf den ersten Blick kostenloses Mail-Angebot zahlt und seine Gesprächspartner mitzahlen lässt, ist also auf den zweiten Blick doch recht hoch und beträgt, das haben wir jetzt schwarz auf weiß, nichts weniger als die Aufgabe des »Anspruchs auf Privatsphäre«. Vielleicht kommt ein kosten-

pflichtiges, werbefreies und datensichereres E-Mail-Programm wie posteo et al. dann doch am Ende mit 1 € pro Monat ein wenig günstiger.

Nachtrag:

Es hat eine gewisse Ironie, dass gerade Google, eine Firma, die sich in den letzten Jahren nicht nur mit Gmail durch die massenhafte Missachtung von Grundrechten einen Namen gemacht hat, nun selbst Opfer illegitimer Datenausschnüffelung geworden ist. Den neusten Enthüllungen aus dem Fundus der Snowdenschen Papiere zufolge, verschafft sich die NSA täglich ungefragt Zugriff auf Millionen von Daten, die zwischen den internen Google- und Yahoo-Servern hin und hergeschickt werden. Sie zapft diese direkt an den Glasfaserkabeln an. Laut eines internen NSA-Berichts vom 9. Januar 2013, der der »Washington Post« vorliegt,[★] seien allein in den vorangegangenen 30 Tagen 181.280.466 Aufzeichnungen von den internen Servern abgegriffen worden: Diese betreffen sowohl die Metadaten als auch Nachrichtentexte, Tonaufnahmen und Videos.

Unsere postalischen Geheimnisse sind auf diesen Servern wohl eher nicht so gut aufgehoben. So oder so liest jemand mit – eher mehr als weniger.

von Janina Reibold

[★]http://www.washingtonpost.com/world/national-security/nsa-infiltrates-links-to-yahoo-google-data-centers-worldwide-snowden-documents-say/2013/10/30/e51d661e-4166-11e3-8b74-d89d714ca4dd_story.html?hpid=z1

Facebook – Blue Brother is watching you.

Wer sich ernsthaft mit dem Thema Datenschutz beschäftigen will, der muss sich auch mit Facebook befassen, werden doch wahrscheinlich nirgendwo sonst mehr Daten ausgetauscht und weitergegeben. Dass diese nicht »sicher« sind, dass Facebook nicht »privat« ist, sollte mittlerweile jeder wissen. Zu häufig war das Netzwerk schon auf Grund mangelnder Datenschutzbestimmungen in den Medien.

Was genau Facebook alles mit den Daten anstellt, weiß kein Nutzer so genau. Viel Halbwissen basiert auf Gerüchten, immer wieder gehen Hoaxe um, frei erfundene Meldungen darüber, was Facebook alles darf und wie man sich dagegen wehren kann. Diese werden oft ungeprüft übernommen und weiterverbreitet, was dazu führt,

dass insgesamt darüber große Unsicherheit herrscht. Wer ernsthaft versucht, mehr herauszufinden, der braucht viel Geduld. Natürlich steht alles in den Nutzungs- und Datenschutzbestimmungen, dazu ist ein Unternehmen schließlich verpflichtet. Diese zu lesen, raubt aber viel Zeit und nur die wenigsten haben sich mit ihnen beschäftigt, bevor sie auf »zustimmen« geklickt haben.

Fakt ist, dass unsere Daten für personalisierte Werbung genutzt werden (Steigerung der Effektivität der Werbeanzeigen nennt Facebook das), dass Facebook unseren Wohnort kennt, weiß, mit wem wir wie interagieren, und über unsere Vorlieben Bescheid weiß. Dennoch: Facebook ist omnipräsent. So gut wie jeder nutzt es, selbst kleine Unternehmen oder Kneipen haben ihre eigene Facebookseite

und anstelle von »ich ruf dich nochmal an«, heißt es meist »ich schreib dir nochmal in Facebook.« Das Netzwerk hat unsere Kommunikation zweifellos revolutioniert.

Warum aber lassen wir uns, im Wissen, wie zweifelhaft Facebooks Praktiken doch sind, darauf ein? Warum ignorieren wir, dass unsere Daten verkauft werden, warum übergeben wir Facebook, ohne mit der Wimper zu zucken, die Rechte an den Bildern, die wir hochladen? Haben wir längst resigniert, sind wir lethargisch geworden? Vielleicht. Aber der eigentliche Grund ist: Facebook hat vieles einfacher gemacht und so manches erleichtert.

Komfort schlägt Datenschutz

Wenn ich nicht mehr weiß, welchen Text ich bis morgen lesen muss, dann brauche ich nicht mehr herum telefonieren, sondern kann einfach in der zum Kurs gehörenden Gruppe nachfragen. Facebook erleichtert es mir, mich mit Lerngruppen zu verabreden (was mir die Abivorbereitungszeit erheblich einfacher gemacht hat), hier kann ich nachfragen, wenn ich irgendeinen bürokratischen Unikram nicht verstanden habe oder mir sonst irgendetwas noch nicht klar ist.

Nun ist es natürlich nicht so, dass Facebook ein unerlässlicher Begleiter an der Uni ist. Der akademische Alltag lässt sich auch ohne das Netzwerk gut bestreiten. (Vielleicht sogar besser: Ich bin mir sicher, so mancher hat schon geflucht, wenn das »kurz Facebook checken« während der Klausurvorbereitung bis zu einer Stunde gedauert hat). Natürlich lässt es sich auch ohne Facebookaccount sehr gut leben, bei Facebook zu sein ist kein Zwang.

Wer sich jedoch einmal angemeldet hat, will meist nicht mehr darauf verzichten. Zu sehr hat man sich an die Annehmlichkeiten, die uns geboten werden, gewöhnt. Dank Facebook ist die Kommunikation einfacher geworden. Da kann es um die Besprechung von wichtigen Dingen gehen oder auch nur darum, mit wem ich mich wann in welcher Kneipe treffe.

Und noch etwas ist für viele Nutzer sicher reizvoll: Nirgendwo sonst ist die Selbstdarstellung leichter als hier, nirgendwo sonst kann ich mich und meine Interessen, meine Leidenschaften, meine Ansichten besser präsentieren. Aber all das gibt es eben nur dann, wenn wir uns auf Facebook einlassen, wenn wir den Vertrag mit dem blauen Riesen eingehen. Wer die Vorzüge genießen möchte, muss damit leben, dass seine Daten weitergegeben und gespeichert werden, muss Facebooks Machenschaften akzeptieren.

Was bleibt abschließend zu sagen? Ist die Anmeldung bei Facebook eine Art mephistophelischer Pakt? Ist für uns der digitale Datenaustausch dasjenige, was die Welt im Innersten zusammenhält? Für mich steht fest: Ich weiß, dass Facebook in vielerlei Hinsicht ein fragwürdiges Unternehmen ist. Ich weiß, dass mit Daten alles andere als sorgsam umgegangen wird. Ich weiß aber auch, dass ich bei Facebook bleiben werde. Und ich weiß, dass die meisten von euch es genauso machen werden.

von Julius Neugebauer



Zeig' mir Dein Inneres, ich zeig' Dir meins. 98.000 Personen gefällt das.

Impressum

UNIMUT – Zeitschrift [an] der Uni Heidelberg
Ausgabe 4/2013. Nr. 221 vom 5. November 2013

Redaktion: Gregor Babelotzky, Jakob Brüssermann, Klara Griep, Leonard Keidel, Natalia Lakman, Julius Neugebauer, Janina Reibold, Patrick Wagner, Chiara Westermann. Creative director: Sancho Motzki-Trotzki von Pansa. Auflage 3.000. Unidruckerei.

Für namentlich gekennzeichnete Beiträge ist der/die VerfasserIn verantwortlich. Unterstützt von der Fachschafftskonferenz, Albert-Überle-Str. 3-5, 69117 Heidelberg. e-mail: unimut@posteo.de.

Bilder:

S. 1: Adriaan van de Spiegel und Giulio Cesare Casseri, *De humani corporis fabrica libri decem* (Venedig 1627), 29. S. 2: Dietrich Briesemeister (Hg.): *Bilder des Todes* (Unterschneidheim 1970), Tf. 85. S. 6: Andreas Vesalius, *De humani corporis fabrica libri septem* (Basel, 1543). S. 12: Juan Valverde de Amusco, *Anatomia del corpo humano* (Rom 1560). S. 14: Charles Estienne, *De dissectione partium corporis humani libri tres* (Paris 1545). S. 15: Juan Valverde de Amusco, *Anatomia del corpo humano* (Rom, 1560). S. 17: Jean Cousin, *L'Art de dessiner augmenté de plusieurs figures d'après l'antique, avec leur mesures et proportions* (Paris 1593). S. 18: Leonardo da Vinci, *Studie eines Fötus*, 1510–1513. S. 22: Jakob Mohr, »Beweiser«, um 1910, © Universitätsklinikum Heidelberg, Sammlung Prinzhorn

Alle Ausgaben auch unter: www.uni-heidelberg.de/unimut

Zu den Nebenwirkungen des »Netzes«.

Risiko und Raster.

»Man kann die Geschichte von der sinnerfüllten und sinn gesteuerten Welt, das geben Utopisten seit je zu, nur in der Form des Märchens erzählen. Sinn heißt immer auch, daß sichtbar wird, was es mit allem und jedem auf sich hat. Das soll man erst zu ertragen bereit sein können.« (Hans Blumenberg, *Die Sorge geht über den Fluß*)

ES war einmal eine Welt, in der nicht nur Staat und Kommerz ein sehr genaues Bild davon hatten, »was es mit allem und jedem auf sich hat«, sondern in der man sich auch privat ein Bild des anderen verschaffen, ihn oder sie jederzeit »sichtbar« machen konnte: mit nur einem allmächtigen Mausblick. Es war eine Welt, in der jede Regung aufgezeichnet und als potentiell bedeutsam aufbewahrt wurde, eine Welt, in der das »Netz« restlos ausgeworfen war, wo der Rechen des Rasters die Erde rastlos durchpflügte. Es war eine »sinnerfüllte und sinn gesteuerte« Welt, die unerträglich zu werden drohte. –

Risiko und Raster

Das *Risiko* stellt eine Klippe (gr. *rhiza*) dar, die umschiffen werden soll. Wer zur See fahren will, wird bald mit dem Risiko der Klippen umzugehen lernen. Denn die Sorge wird den Menschen nur eine Weile an Land halten, wo er das Risiko durch meteorologische Berechnung, Kompass und Sternkarte zu minimieren versucht, ehe er die Segel setzt; irgendwann aber wird das Schiff zu seiner Reise aufbrechen. – Und natürlich: Das Schiff könnte sinken oder sein Ziel verfehlen, könnte anderswo als geplant anlanden.

Wäre im Vorhinein festgelegt, was passieren wird, wäre das Ziel des Schiffes gar keines mehr, sondern bloß unausweichliche Folge seines Auslaufens: Zum Wesen des Zieles gehört, dass es verfehlt werden kann. Nichts kann sich noch außerhalb des Zwangszusammenhangs von Ursache und Wirkung ereignen, wenn der Begriff des Zieles fehlt, weil das Verfehlen – wie in einer total »sinnerfüllten und sinn gesteuerten« Welt ohne Risiko und Sorge – im Vorhinein schon ausgeschlossen ist.

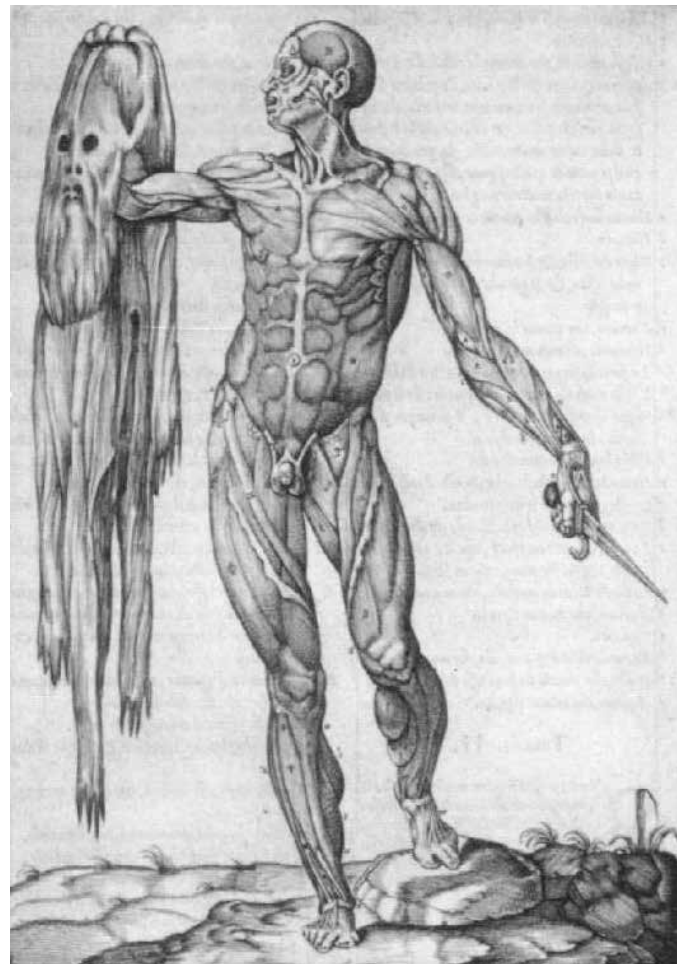
Raster wollen solche Risiken und Sorgen verschwinden machen. Sie folgen der Logik des Risikomanagements und den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Sie zielen darauf ab, anhand der kontingenten Masse an Daten menschliches Denken und Verhalten berechenbar zu machen. Die Klippen menschlicher Existenz sollen weitmöglichst umschiffen werden: Eben das aber erzeugt die Gefahr, dass uns dabei der Wind aus den Segeln genommen wird.

Es geht der Rasterung um Profile von Bewegung, Interessen, Konsum, Finanzen: in letzter Konsequenz um ein algorithmisch erzeugtes Psychogramm. Daraus, was ein Nutzer im »Netz« sucht, wie lange er etwas ansieht, von wo aus etc. – aus all diesen Einzelheiten lassen sich einige Schlüsse ziehen. All das sammelt z. B. Google. Jedes biß-

chen *byte* ist im »Netz« potentiell sinnhaft, wenn es nur mit anderen in Zusammenhang gebracht wird.

Die von uns selbst und von anderen eingespeisten Informationen werden gesammelt, um ein Bild unserer Person, ihrer Herkunft, Handlungen, Intentionen, Ziele, Vorlieben und Abneigungen zu zeichnen: von der Vergangenheit aus die Rechnung auf die Zukunft zu machen. Die Kaufentscheidungen, das kriminelle Verhalten, die Zuverlässigkeit im neuen Job. All diese Raster werden permanent bei uns angelegt. – Und wir legen sie selbst schon längst bei uns und auch bei anderen an.

An die allgemeine Hexenjagd im Namen der Terrorabwehr haben wir uns gewöhnt. Die Wasserprobe heißt heutzutage Rasterfahndung: Wer im Netz des Rasters zappelt,



Ohne Haut lebt's sich besser ... und der Preis stimmt auch.

ist bereits angeklagt. In Zeiten des Terrorismus gilt die Unschuldsumutung nicht mehr, ihr ist längst der Schrecken einer alles misstrauisch beugenden Beobachtung gewichen. Keine Handlung, kein Klick, der nicht ein verborgener Sinn, eine potentielle Gefahr als Möglichkeit unterstellt würde.

Was bedeutet es aber, wenn wir nichts mehr tun, sagen, gar denken können, ohne dass es von einem unsichtbaren Beobachter auf bekannte Muster des Geheimdienstes, der Marktforschung, der Werbung, der kommerziellen Anbieter, der Versicherungen, des Gesundheitswesens etc. überprüft wird? Die Rede ist aber nicht nur von solchen Rastern, sondern auch von der privaten Hexenjagd, von den Personensuchmaschinen, mit denen jeder im »Netz« alles über alle, der Tendenz nach wenigstens, erfahren kann.

So gibt es z. B. bei Facebook die Funktion *Graph Search*, die Rasterfahndung für jedermann. Unter Auswertung der persönlichen Angaben, der eigenen Einträge und denen der Kontakte, dem Kommunikationsverhalten etc. können wir nach Leuten suchen, die bestimmte Interessen haben. Und das in allen Profilen. Als wäre das Buch der verzeichneten Taten stets aufgeschlagen, ist jeder Tag Gerichtstag. Alles was wir mögen, oder nicht mögen, wird gegen uns verwendet.

Das gilt für die politische und religiöse Einstellung, aber auch z. B. für die sexuelle Orientierung. Wer wüsste nicht gerne, welche Singlefrauen in der Umgebung Männer suchen und sich gerne betrinken, welche muslimischen Männer in Teheran auf Männer stehen, oder welche verheirateten Männer in der Nachbarschaft gerne Prostituierte besuchen?

»Kennst du schon ... ?«

– Die Masche des »Netzes«

Das »Internet« ist ein Netz, aus dem wir nicht mehr herauskommen. Wir sind darin gefangen, da können wir zappeln, so viel wir wollen: Als Stan in der Southpark-Folge *You Have 0 Friends* versucht, sein Facebook-Profil zu löschen, wird er ins »Netz« hineingezogen. Dort begegnet er seinem monströsen Profil-Ich, das er im Würfelspiel *Yahtzee* besiegen muss, um es endgültig zu vernichten. – Wenn das nur so einfach wäre ...

Wir haben uns im »Netz« nicht unter Kontrolle, auch wenn es scheinbar das Bedürfnis nach Sicherheit so vollumfänglich erfüllt. Einer der Reize des »Netzes« liegt sicherlich darin: in dem Gefühl, ständig alles unter Kontrolle, oder wenigstens unter Beobachtung zu haben; die Freunde, auch wenn sie abwesend sind; immer über eine Streicheleinheit mit der weiten Welt, dem allwissenden »Netz« verbunden. Die Erfüllung eines feuchten magischen Traums.

Und die Struktur des »Netzes« erscheint – in einer quasi-religiösen Weise – tatsächlich allmächtig: Nicht von ungefähr wendet sich Butters in der kürzlich ausgestrahlten Episode von Southpark *Let Go, Let Gov* beim Abendgebet dankbar an die Fürsorge der ubiquitären staatlichen Überwachung, bei der er alle Sünden gebeichtet und aufgehoben weiß. Gekränkt ist, wer, wie Cartman, für die Über-

wachung nicht interessant genug ist. Sein Whistleblowing trifft bei den Netzgläubigen auf taube Ohren.

Das »Internet« aber ist nichts Metaphysisches, ist menschengemachte Technik, jederzeit veränderlich, störungsanfällig. Es gibt nicht »das« Internet, es hat weder Wesen noch Essenz: »Es ist lächerlich, das Internet erklären zu wollen. Was erklärt werden müsste, ist das beständige Bedürfnis, das Internet zu erklären, als wäre es eine theologische Kraft mit Bedeutung.« (FAZ, 12.10.13). Evgeny Morozov, vielleicht der momentan schärfste Analytiker, zieht es daher vor, von der »Digitalität« statt vom »Internet« zu reden. Denn der hysterischen Debatte um das Digitale steht ein eklatanter Mangel an Reflexion auf ihren Sprachgebrauch gegenüber.

Während der Nutzer selbst kaum weiß, wie ihm geschieht, weiß das »Netz« – wird es dazu genutzt – wirklich *alles*, ist um vieles klüger als seine Nutzer. Es hat den Überblick, die Deutungshoheit, kann die einzelnen Daten zusammenführen: Inhalt und Metadaten der digitalen Kommunikation, Ausleihen der Bücher, Einkäufe, Suchanfragen, die Angaben im Karriere-Netzwerk, die EC-Kartennutzung, online-Dating, die Bankbewegungen, Reisen, Foreneinträge und unzählige digitale Spuren mehr.

So erscheint ein Ich als Summe von Lebensdaten, Interessen und Handlungen, Spuren von Handlungen, Einstellungen, Gewohnheiten. Ein Konglomerat von Daten, von Algorithmen zusammengeführt. Das Individuum erschöpft sich aber nicht in der Attribution, in der Summe seiner Eigenschaften. Es geht darüber hinaus. Der Versuch, es über eine solche Ansammlung von einzelnen Daten zu erfassen, hat nur scheinbaren Erfolg.

Gehört nicht auch Unvorhersehbarkeit und Unvorhersagbarkeit – das Risiko, von sich selbst abzuweichen – zum Begriff der Person? Und das Recht, in der persönlichen Begegnung dem vorgefassten Bild zu widersprechen? Ist es nicht die Situation im *meat space*, welche die Persönlichkeit erst ausbildet? Findet das Leben nicht *draußen* statt? Der Akzent des digital gerasterten Menschenbildes ist konträr zur Unabschließbarkeit und zur auf Differenz angelegten Dynamik menschlicher Identität gesetzt.

Die Verheißung digitaler Aufklärung:
»invisible autopropaganda«

Das Versprechen der Aufklärung, mehr Informationen, mehr Transparenz seien immer schon Fortschritt, verbindet sich in paradoxer Weise mit dem Rückfall in eine Netzgläubigkeit, die dem Irrtum anhängt, alles, was der Struktur des »Netzes« entspräche, wäre *per se* schon aufklärerisch. Die schiere Masse und die Kontingenz der Informationen aber konstruieren das Bild einer Person, das – weil es durch Algorithmen und nicht durch menschliches Urteil hervorgebracht ist – nur ein verzerrtes Bild sein kann.

Die naive Vorstellung, Informationen könnten *an sich*, d. h. ohne Kommunikation, vermittelt werden, ist eine der Maschinenlogik, nicht eine, die der menschlichen Realität entspricht. Mehr Kommunikationstechnik löst nicht das

Problem der Verständigung, weil Kommunikation kein zu lösendes Problem, sondern eine lebenslang einzuübende Kulturtechnik ist und die Schwierigkeit der menschlichen Kommunikation zudem notwendig zu ihrem Gelingen dazugehört. Ihr Wesen ist Differenz, die auf Einheit zielt, sie aber selbst nicht erzwingen kann.

Um eine bestimmte Zielgruppe im »Netz« einzufangen, bedient sich der Kommerz aber der Logik der Ähnlichkeit, nicht derjenigen der Differenz. Personalisierte Werbung setzt auf das Naheliegende, auf durch Algorithmen berechnete Wahrscheinlichkeit und darauf, dass wir einem bestimmten Muster entsprechen: dass wir uns, wenn wir uns für das eine interessieren, auch das andere kaufen wollen. – Und es auf einmal, insofern die perfide Logik verfängt, tatsächlich tun.

Diese Bewegung aber endet im selbstbezüglichen Zirkel. Eli Pariser schreibt in *The Filter Bubble*: »A world constructed from the familiar is a world in which there's nothing to learn ... (since there is) invisible autopropaganda, indoctrinating us with our own ideas.« Als *filter bubble* bezeichnet er das Phänomen, dass das »Netz« zunehmend personalisiert, d.h. individuell gefiltert wird: nach dem Ähnlichkeitsprinzip bisheriger Interessen, nach einem unsichtbaren Algorithmus der Selbstbeschränkung.

Schranken in der grenzenlosen Weite und Freiheit des »Netzes«? Noch sind die Filter zu schlecht, noch finden die Suchmaschinen für jeden ungefähr das Gleiche: Aber wie lange noch? Noch ist auch die Selbstzensur als voraussehlender Gehorsam nicht Alltag. Noch sind selbst die Algorithmen des Geheimdienstes zu schlecht, um tatsächlich Verbrechen vorherzusagen. Den Terroristen eliminieren, ehe er Terrorist ist. Den Kranken heilen, ehe er krank ist. Wissen, was jemand denkt, ehe er es selbst weiß. – Noch ist

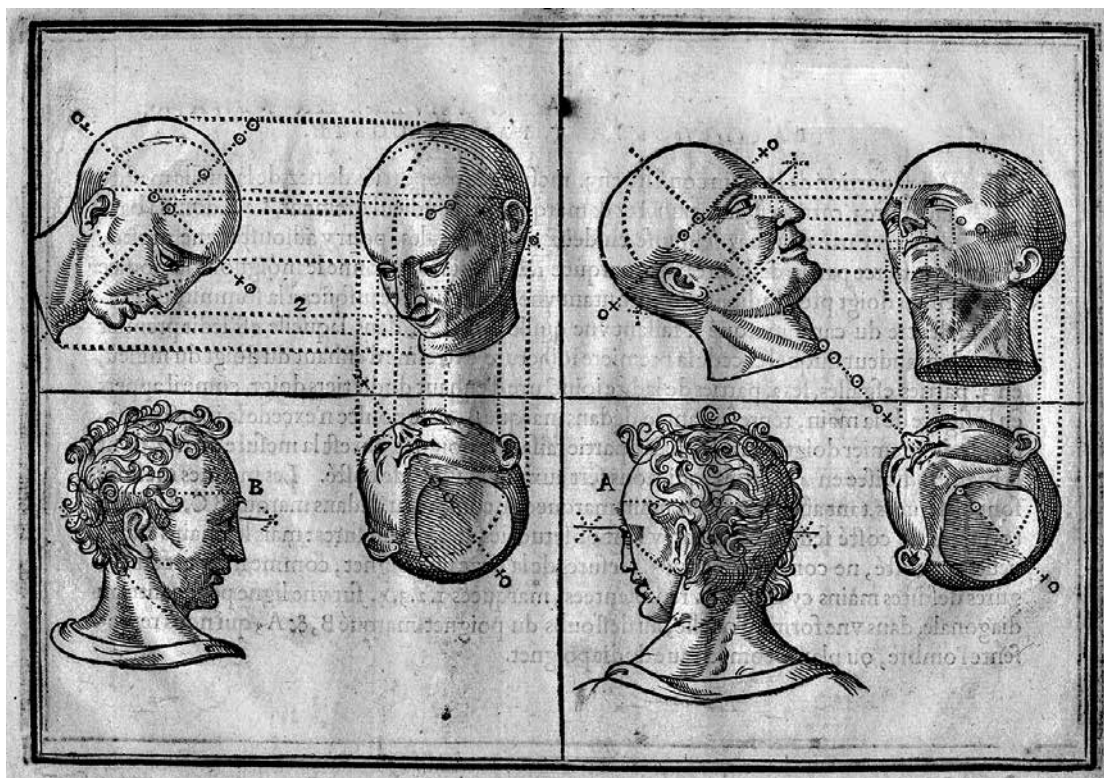
die »sinnerfüllte und sinngesteuerte« Welt mehr Dystopie als Realität. Noch.

Unter den Stichworten prädikative Überwachung, digitale Präemption oder situative Kriminalprävention aber – allesamt folgen diese Programme dem Vorschlagsprinzip von Amazon – finden sich bereits jetzt vielfältige Versuche, die Menschen davon abzuhalten, ein Verbrechen zu begehen, in dem man sie vorsorglich in unsichtbare Schranken leitet. Das Verbrechen soll unmöglich, nicht einmal denkbar sein. Dem Menschen wird durch smarte Technik die Technik der Entscheidung, die *téchne* der kritischen Urteilskraft, eine Tat zu begehen oder zu unterlassen, abgenommen.

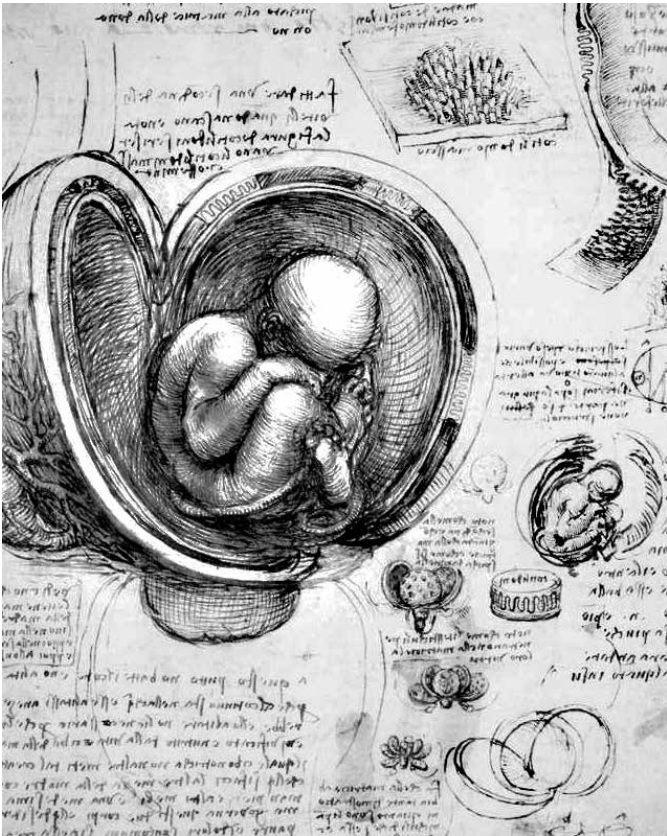
Der »Precog« im Kopf

In dem Film *Minority Report* kämpft John Anderton gegen die ihm technisch vorhergesagte Zukunft an. Anderton arbeitet für *Precrime*, eine Abteilung der Polizei, die Morde verhindern soll, ehe sie geschehen. Drei Medien, *Precogs* genannt, sehen in einem medikamentös geförderten Dämmerzustand zukünftige Morde voraus. Die Täter *in spe* werden von der Polizei vorsorglich »verwahrt« und in künstliche Bewusstlosigkeit versetzt. Anderton aber, so die Vorhersage, wird bald selbst einen Mord begehen.

Zeichnet sich uns nicht schon eine Figur der Selbstbeschränkung, der Kontrolle des eigenen Horizonts und Verhaltens ab? Werden wir nicht schleichend zum *Precog* unserer selbst, wenn es erst soweit ist, dass wir uns selbst immer schärfer beobachten, weil wir wissen, dass wir überwacht werden, sodass wir irgendwann vorsorglich die eigene Wahrnehmung filtern? Die *IP*, die *accounts*, zurren



Gucken, was im Kopf ist.



Glückliche Tage? Behütet und versorgt im Mutterleib – nur kein Internet.
84.000 Föten gefällt das nicht.

die Person fest, aber auch wir selbst folgen Filtern, aus Gewöhnung oder aus Angst.

Haben wir tatsächlich schon in aller Konsequenz begriffen, dass kein *byte* des »Netzes« verborgen ist? Man weiß es, und weiß es nicht: »Man konnte natürlich nie wissen, ob man im Augenblick gerade beobachtet wurde oder nicht. Wie oft oder nach welchem System sich die Gedankenpolizei in jede Privatleitung einschaltete, darüber ließ sich bloß spekulieren. Es war sogar denkbar, daß sie ständig alle beobachtete.« George Orwells *1984* ist nicht nur denkbar, es ist Fakt. Der Beobachter sitzt immer mit im Zimmer.

Ein schlechtrasierter Typ im grauen Trenchcoat neben dem Schirm sieht uns über die Schulter, wenn wir eine *e-mail* schreiben oder einkaufen, und er liest mit und macht sich permanent Notizen. Wer reguliert nicht die eigene Kontingenz, die Deliranz und Unvorhersehbarkeit seines Verhaltens? Wir wollen, dass der Typ lächelt, nicht, dass er sorgenvoll die Stirn in Falten zieht. So wird jeder seine eigene *filter bubble*.

Sigmund Freud erklärt in *Jenseits des Lustprinzips* den psychischen Apparat mit dem Bild eines Bläschens, in dem am Rand das System Bewusstsein und im Inneren verborgen das System des Unbewussten liegt. An der äußersten Oberfläche des Bläschens sorgt der Reizschutz dafür, dass nur gefilterte Reize durchdringen. Wird die Angst vor Reizen aber permanent aufrecht erhalten, gelangt kaum noch etwas ins Innere. So kann auch nichts Neues, Veränderndes mehr ins abgekapselte Ich hineinkommen.

Wie die Sinnesorgane filtern, was ihnen aus der Umwelt entgegen strömt, und das Gehirn so vor der Flut an Reizen schützen, so übernimmt das im Digitalen die *filter bubble*. Die selbstfabrizierten Filter, die Selbstabweichung, vereinbare Interessen, schwankende Vorlieben, nicht vorhersehbare Entwicklungen betreffen, sind genauso intransparent wie die äußeren Filtermechanismen. Beides sind Wissens- und Wahrnehmungsfiler, unbewusste Restriktionen, sind eine unsichtbare Zensur unserer Selbst. Das Filter-Ich ist Herr im digitalen Haus.

»ohne sorge sei ohne sorge«

(Ingeborg Bachmann, Reklame).

Das Risiko des Rasters, die schleichende Verringerung des einem jeden innewohnenden Potentials zur Abweichung, weil man sich beobachtet fühlt oder weiß: Die »Risikogesellschaft« scheint sich daran gewöhnt zu haben. »Wo sich alles in Gefährdungen verwandelt, ist irgendwie auch nichts mehr gefährlich. Wo es kein Entkommen mehr gibt, mag man schließlich auch nicht mehr daran denken.« (Ulrich Beck). – Ist nicht das eigentlich Gefährliche, sich gegenüber den Risiken des Digitalen tot zu stellen?

Das »Netz« erfährt, unsinnig genug, zunehmend eine Naturalisierung, erscheint zunehmend als naturwüchsig: »Wie sind die Menschen ins Internet gekommen, ehe es Computer gab?«, fragt das *digitale-naive* Kind. Aber – natürlich – ist im »Netz« alles menschengemacht, maschinengefiltert, ist alles Selektion und Lenkung, sind Link und Verlinkung, Algorithmus und menschliche Berechnung in unendlichen Kausalketten miteinander verbunden. All dies aber spielt sich nahezu unsichtbar hinter dem magischen Schirm ab.

Begründet das die Sorglosigkeit im Umgang mit dem Digitalen? Im Hyginus-Mythos, den Blumenberg in *Die Sorge geht über den Fluss* nacherzählt, ist es gerade die personifizierte Sorge, die den Menschen nach ihrem Bild aus Lehm formt. Der Mensch sorgt sich fortan um sich selbst und um andere. Er sorgt sich auch um das Sein, wo es durch die Technik als gefährdet erscheint: »Der Bindung durch die Ethik muß alle Sorge gewidmet sein, wo der in das Massenwesen ausgelieferte Mensch der Technik nur durch eine der Technik entsprechende Sammlung und Ordnung seines Planens und Handelns im ganzen noch zu einer verlässlichen Beständigkeit gebracht werden kann.« (Martin Heidegger, *Über den Humanismus*).

Algorithmen – sie gerieren sich ebenso objektiv, wie sie intransparent sind – kann man nicht vertrauen, das kann man nur einem Urteil. Ist nicht selbst das Urteil eines Wahnsinnigen noch verlässlicher als das eines Algorithmus? Es ist immer noch: menschlich. Technik, die allein auf Nützlichkeit und Effizienz getrimmt ist, verfehlt das menschliche Dasein, das gerade aus dem Transzendieren dieser Prinzipien erwächst. Der überhand nehmende Fetisch der Zahlen, der Quantifizierung, ist nichts als eine pseudokomplexe Simplifizierung der Welt, um sie in der Wut des Solutionismus als vermeintliches Problem zu »lösen«: und den Menschen, diese zutiefst problematische, an Risiko und Sorgen überreiche Existenz, gleich mit abzuschaffen. – »Es war einmal eine Welt ...«

von Gregor Babelotzky

Er ist, wer er ist, wer er ist,

wer er ist,

Über wenig mehr als niemanden

wer er ist

»Now who is that lankylooking
galoot over there in the macintosh?
Now who is he I'd like to know.«

Als die Kutsche, dem Sarg hinterher, die Straße hin-
abholperte, sah einer der Insassen aus dem Fenster,
während die anderen sich unterhielten. Eine hage-
re Gestalt im braunen Regenmantel, einer der vormittäglichen
Passanten, stand am Straßenrand und sah der vorüber-
fahrenden Kolonne nach. Später am Tag würde es noch
die vizekönigliche Kavalkade zu sehen geben.

Der Fußgänger ist niemand anderes als – na ja, seinen
Namen kennt man nicht, er ist nur der Mann im braunen
Regenmantel, *the man in the brown macintosh*. Später
glaubt deshalb jemand, er heiße so: Macintosh – M'tosh,
so steht es dann in der Zeitung – aber das ist ein Missver-
ständnis.

Es gibt welche, die sagen, er heiße: Duffy. Vorname un-
bekannt, einfach: Mr. Duffy. Andere halten diese Straßen-
randgestalt für einen Wiedergänger des Theoklymenos,
selbst eine Randfigur der *Odyssee*, wieder andere – Vla-
dimir Nabokov wohl als erstes – haben gesagt, sein Name
sei Joyce, Vorname James; dass Leopold Bloom (derjenige,
der aus der Kutsche hinaussieht) hier seinen Schöpfer sieht,
ohne ihn zu erkennen. Letztere meinen einen Erzähler im
Erzählten identifizieren zu können; verstehen, mit ande-
ren Worten, diese Figur so, als habe ihr Erzähler sich selbst
in ihr abgebildet, dargestellt, gestaltet – was es hier aber
tatsächlich zu verstehen gäbe, wäre eher, dass er eben all
das zusammen und dabei nichts von dem ist. Tatsächlich
scheinen alle diese drei Gestalten – zwei fiktiv, eine echt –
verwandt zu sein, verweisen uns aufeinander: Theoklyme-
nos, der Augur, der Telemach den Vogelflug auslegt, Mr.
Duffy, der bittere Laienschriftsteller aus der Erzählung *A
Painful Case* in den *Dubliners* und eben Joyce, der Nabo-
kowsche Schöpfer hinter all jenem – der als solcher selbst
ein Stück weit in die Nähe der fiktiven Figur rückt.

Gesetzt, wir dürfen einmal so reden (tun wir es um der
Erzählung willen!), als sei der Mann im braunen Regen-
mantel *jemand* und nicht nur: eine Figur, dann ist er eben
der Mann im Regenmantel – und nur das. Er zeigt uns, wie
das Erzählen seinem – ich will nicht sagen: Rezipienten –,
seinem Leser oder Hörer eine Art Bescheidenheit aufer-
legt. Wir stoßen hier bald an eine Grenze, denn er ist eben

nur jemand, der ab und zu auf der Straße gesehen wird, um
sofort wieder zu verschwinden, der nur kurz durchs Bild
huscht und über den uns gerade nur so viel erzählt wird,
dass sich damit spekulieren lässt. Wenn er nicht schlecht-
hin niemand ist, ist er zumindest nur wenig mehr als nie-
mand.

Ich rede also von der enigmatischsten Figur in Joycens
Ulysses, von dem, der nur der Mann im braunen Macintosh
ist, der Rätselhafte, um den viel Dunkel, Verborgtheit,
und gerade deshalb auch Mutmaßung, Spekulation, Deu-
tung ist. So zeigt er uns auch einen der archaischsten Züge
der Neugier: Wäre es kein Rätsel – geheimer selbst als die
Finanzen der katholischen Kirche – man wollte es durch-
aus nicht so dringlich wissen, wie man es jetzt wissen *will*,
wo man es nicht wissen *kann*. Die *Schaulust* (*Schausucht*,
Skopophilie, nennt die Psychologie deren ins Krankhafte
übersteigerte Variante), ohne Zugeständnis an das Realitäts-
prinzip, dass es hier nun mal nichts zu wissen gibt.

Und dass es hier nichts zu wissen und alles zu vermuten
gibt, liegt doch daran, dass der einzige, der uns letztgüt-
lig aufklären könnte, dieses Geheimnis – wie man sagt –
mit ins Grab genommen hat. Und damit hat er (wer könn-
te sagen, ob absichtlich oder nicht?) das Erzählen selbst
inszeniert: Denn dieses ist ein Offenbaren, das sich das
Recht auf das Geheimnis wahrt. Die Identität des Regen-
mantelmanns wird er uns nicht mehr erzählen. Wir stoßen
hier – deshalb spreche ich von Inszenierung – an die Gren-
ze, die jeder Einzelne, der von sich erzählt, den anderen
setzt: jene, welche die sog. Privatsphäre abgrenzt. – Nur
wovon eigentlich?

Vom ›Öffentlichen‹? Aber jemand kann sich anderen mit-
teilen, ohne dies gleich öffentlich zu tun. Wie zu jedem
Geheimnis gehört zu jeder Privatsache ein so und so großer
Kreis von Eingeweihten, denen sie anvertraut ist. Was
meine Privatsache ist, das kann ich jemandem entdecken,
d.h. davon kann ich erzählen. Und wie ich es erzähle, be-
stimmt, was der andere letztlich weiß. Im Gegensatz zu
institutionalisierten Formen des Sich-Öffnens wie Beichte
und Geständnis, die beide auf ihre Weise einen Zwang
zur totalen Offenlegung ausüben, ist das zwanglose Reden



Illustration: Irina Martyshkova

über Privates – das Erzählen von sich – ein Spiel von Licht und Schatten, von Offenheit und Verbergen.

Das bedeutet nicht, dass das Erzählen gegenüber Beichte und Geständnis moralisch defizitär wäre, weil es verhehlt, verheimlicht, verleugnet; es ist im Unterschied zu ihnen autonom, d.h. es bekommt seine Regeln nicht auferlegt, sondern gibt sie sich selbst. Der Erzählende behält die Souveränität über das Erzählte.

Wirklich? Es hört ihm doch jemand zu.

Aber eben deshalb wähle ich doch, *was* ich erzähle und *wem* ich erzähle – ich erzähle nur denen, denen ich erzählen will. Von sich zu erzählen heißt: offen im Verborgenen zu leben, Verborgenes zu teilen, mit denen, von denen ich will, dass sie damit vertraut sind. Das eben wäre Vertrauen: Ich weiß bei niemandem ins Letzte, *wie* er versteht, was ich erzähle. Dazu müssten ich oder dieser Jemand dies selbst ins Letzte wissen. Mir müsste vollkommen transparent sein, was ich von mir preisgebe und wie es aufgenommen wird. Aber selbst, wenn dem nicht so ist: Was ich erzähle, glaube ich gut aufbewahrt beim anderen. Dann vertraue ich ihm oder ihr.

Aber was, wenn jemand mithört? Und zwar so mithört, wie er zu den Bedingungen der heutigen Technik mithören kann. Man sagt ja weniger ›Mithören‹ als vielmehr ›Ausspähen‹, was tatsächlich in gewissem Sinne treffender ist, da dieses Mithören gar nicht zeitgleich mit dem Erzäh-

len geschehen muss. Der Mithörer muss gar nicht anwesend sein. Er hat die Möglichkeit, zu irgendeinem späteren Zeitpunkt – bei Bedarf – anwesend zu sein, zeitversetzt zu hören, was ich erzähle (das hatten wir alles nicht bedacht, als wir eben vom Erzählen sprachen, ohne uns um den Hörer des Erzählens zu kümmern).

Kurioserweise kann ich dann sogar sagen, ich erzählte, indem ich eigentlich gar nicht zu erzählen meine. Dann kann mein Einkaufs- oder Leseverhalten etwas über mich erzählen – verraten –, dessen ich mir gar nicht bewusst zu sein brauche. Dann können Tatsachen über mich verknüpft werden zu einer Geschichte über mich, die nicht die meine ist, sondern eine, die jemand über mich konstruiert. Wer? Ein Beobachter, der sich eine totale Ferne zum Beobachteten bewahrt, insofern er ihm nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich fern sein kann und der für mich nur der Auspäher, der Mann im Rechenzentrum, irgendjemand mit geeigneter Software ist: Niemand, oder nur wenig mehr als Niemand.

Damit wären wir in gewisser Weise wieder bei ihm angekommen, dem Mann in der Hülle seines Regenmantels, der vielleicht einen Hut trägt oder nicht. Sagen wir also, der nach vier Dimensionen ferne Beobachter sei etwas wie ein Leser? Und wir seine Figur? Aber nein: Wir (wer?) wollten gar nichts sagen, indem wir all dies erzählten. Oder doch nur wenig mehr.

von Jakob Brüßermann

Hypnose und Technik

Der Beeinflussungsapparat Jakob Mohrs

Das Leben Jakob Mohrs ist uns nur im Groben überliefert; die Spuren verteilen sich fragmentarisch auf eine Handvoll Blätter und werden bis heute bewahrt in der hiesigen Sammlung Prinzhorn, wo sie als Teil der historischen Sammlung des Psychiaters und Kunsthistorikers Hans Prinzhorn Einblick gewähren in die Geschichte der Psychiatrie. Neben diesem historischen Gehalt zeigen die Blätter aber noch ein Weiteres: Sie erzählen von Hypnose und Beeinflussung, vom bösen Willen und der feindseligen Absicht, die sich der technischen Apparatur bedient und nichts anderes im Sinn hat, als Gedanken zu rauben, Zensur auszuüben und Fremdes in Wahrnehmung und Urteil einzupflanzen. In dieser Hinsicht besitzen die Zeichnungen und Texte, welche Jakob Mohr anlässlich seiner Psychiatrisierung ausarbeitete, einen aktuellen Charakter, antizipieren sie doch heutige Ängste und werfen ein Licht auf die Möglichkeiten, die im Technischen und Digitalen bestehen.

Leben und Wahnerleben

Jakob Mohr wurde 1884 geboren; sein auffälliges Verhalten, sein geringes Urteilsvermögen sowie die sich gelegentlich zeigenden impulsiven Ausbrüche ließen ihm bereits in frühen Jahren die Aufmerksamkeit der Staatsmacht zuteil werden. Der sich als Landarbeiter und Gärtner verdienende Mohr geriet dann 1905, mit 20 Jahren, endgültig in den Zuständigkeitsbereich der Rechtssprechung. Die Strafe wurde auf drei Jahre Zuchthaus festgelegt. Infolge des Freiheitsentzugs begannen sich erste Symptome einer akuten Paranoia zu zeigen; mit Entschiedenheit und in äußerster Aufregung erklärte er sich den ausführenden Verantwortlichen: Ein Mordkomplott sei gegen ihn geplant, man habe das Vorhaben, ihm mittels elektrischen Stroms und Nervengiften das Leben zu nehmen; auch sei er der Gefahr hypnotisch-magnetischer Beeinflussung ausgesetzt, einzig das Tragen eines Hemdes aus Metallfolie könne ihn vor weiteren Angriffen bewahren. Die Ausführungen bestärkten die zuständigen Behörden, den Fall der Psychiatrischen Klinik Heidelberg zu übergeben. Im Sinne zeittypischer Diagnostik wurde bei Jakob Mohr *Dementia praecox paranoides* diagnostiziert, eine Diagnose, welche das Krankheitsbild des Zwangshospitalisierten unter vorzeitiger Demenz, resp. *Verblödung*, knapp und irreversibel zusammenfasste. Das Leben des Jakob Mohr sollte sich von nun an im Wechsel aus Psychiatrie- und Gefängnisaufenthalt abspielen.

Im Konflikt des Außenseiters mit gesellschaftlichen Normen und Gesetzen greift Jakob Mohr zurück auf eine Vorstellung, welche den Ursprung seiner Abweichung, die damit einhergehende Entmündigung und den Freiheitsentzug im technischen Apparat sieht. Zeichnen und Schreiben über die eigene Situation wird so zum Versuch, für das Erlebte eine Erklärung zu finden und gleichermaßen

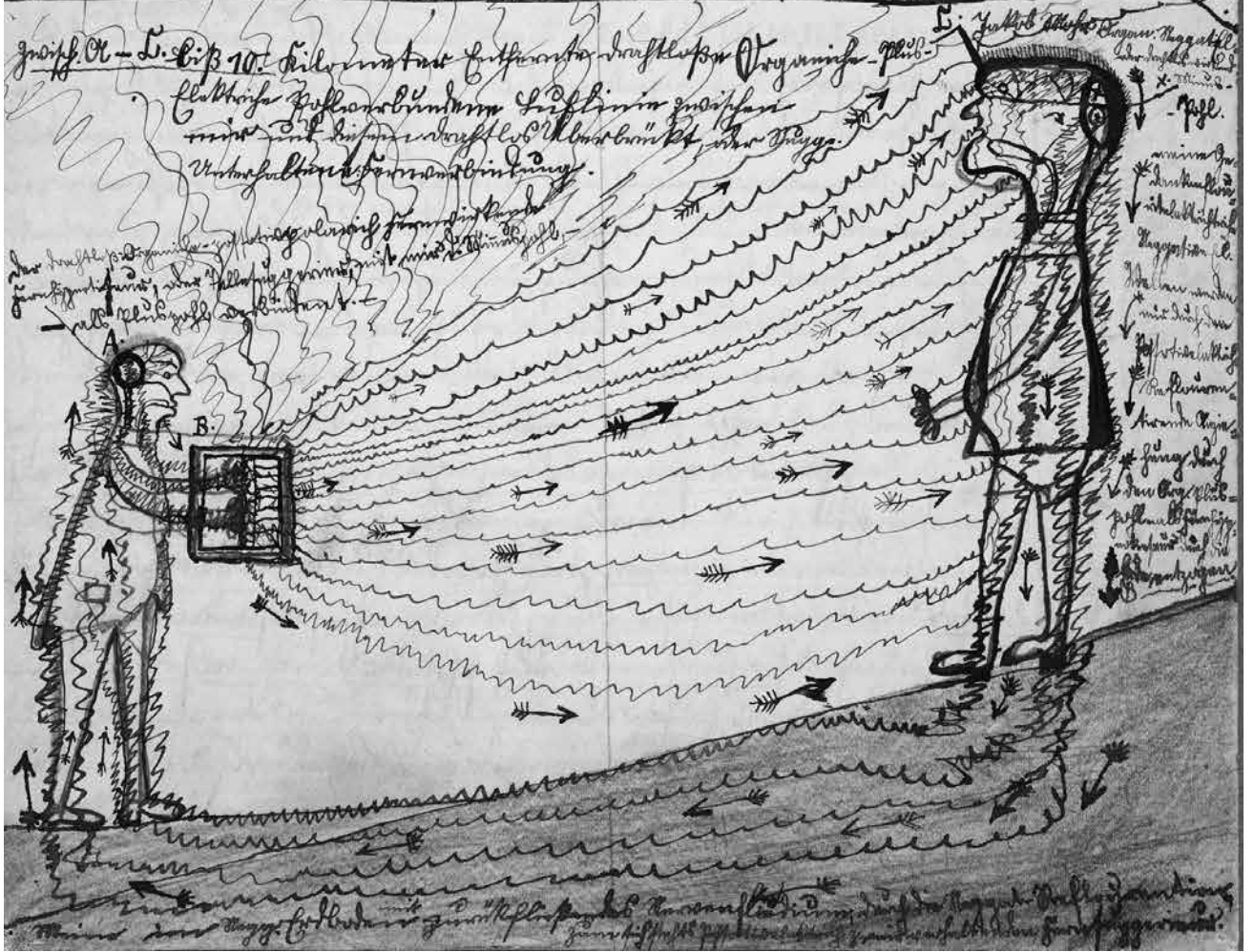
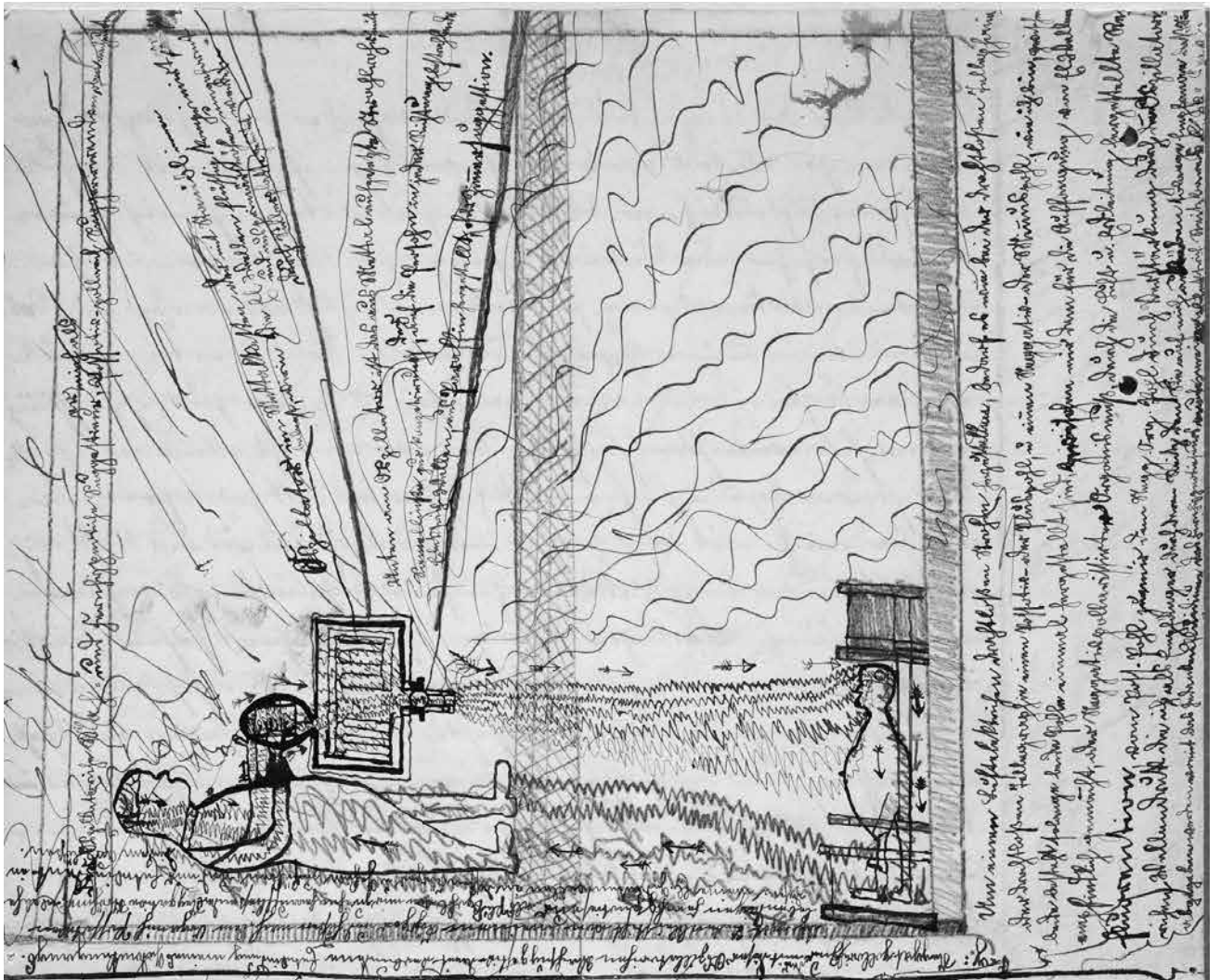
Zeugnis abzulegen von der Unrechtmäßigkeit des Geschehens.

Die sich bereits bei der Einweisung nachweislich äussernden Wahnvorstellungen nehmen ab 1909/10 allmählich unter Verwendung von Stift und Papier eine konkrete Gestalt an. Eine erste Formulierung findet sich auf dem Blatt ›El. Mordversuch‹. Der in seiner Zelle Stehende ist Strahlen ausgesetzt, die jenseits der Zellenwand von einer weiteren Figur mittels einer Apparatur gesteuert werden. Die hierauf folgenden Zeichnungen variieren in Ort und Situation, behalten jedoch das genannte Grundschema der Einflussnahme bei. So wiederholt sich immer wieder die Konstellation zweier Männer, von denen der eine den Apparat hält und bedient, wohingegen der andere die Prozedur passiv zu erdulden scheint. Das hier abgebildete Blatt ›Beweise‹, ca. 1910, verdeutlicht das Geschehen. Wir sehen auf einem in der Mitte horizontal geteilten Blatt zwei Szenen, von welchen die untere beschrieben werden soll.

Der Fernhypnotiseur und der Apparat – »und ich werde hir nur als Hipnotischer Sklave benützt«

Links steht eine von Jakob Mohr als »drahtloß-Organische-possotivpolarich Fernwirkende Fernhypnotiseur, oder Tellesuggerier« titulierte Person, die vor sich einen »Oszillator im Metallkasten oder mir Staniol innen belegt« hält, »wirin die El. Wellen flüssig komprimirt und aus primärströhme ungeformt durch Silberplatte[n] geleitet werden«. Der den Zeichnungen beige stellte Text unternimmt den Versuch, unter Verwendung technischer Begriffe das Innenleben sowie die Funktionsweise des Apparats genau darzulegen. So lesen wir weiter, dass es das Ziel der Maschine sei »einen Lufilektrichen drahtloßen Strohm herzustellen«, ähnlich wie bei »drahtloße[r] Tellephonie oder drahtloße[r] Tellegraphie«.

Die Zeichnung visualisiert das Geschehen: Vom Gehirn des Fernhypnotiseurs ausgehend – bei genauem Betrachten lassen sich sogar die feinen Verästelungen der Nervenbahnen sehen – werden kleine Wellen über die Arme in den Apparat eingespeist. Diesen verlassen wiederum Größere in Richtung des zu Beeinflussenden, treten in dessen Kopf und Brustkorb ein und durchdringen den Körper in Gänze. Der durch Richtungspfeile angedeutete Kreislauf nimmt im Körper des Hypnotisierten seinen Fortgang: Vom Inneren des Kopfes ausgehend, den »Bewußtseinskammern«, lässt sich eine Abwärtsbewegung der Wellen ausmachen, die bis hin zu den Füßen verläuft, dort den Körper verlässt und, geleitet über die Erde, rückwärtig zum Hypnotiseur fließt. An seinen Füßen tritt der Wellenstrom wiederum in den Körper ein und endet, so den Kreislauf schließend, in dessen Kopf. Etwas wird also



Jakob Mohr, 'Beweis', ca. 1910, Bleistift und Feder in schwarz auf Aktenpapier, 33.0 x 21.0 cm, Sammlung Prinzhorn, Heidelberg.

Die Psychopathologie des Technischen und die Vision von 1910

Technik dringt ein in den Verstand, manipuliert und legt offen, was sonst im Verborgenen geschieht. Dergestalt wird das Technische zur Chiffre, mittels welcher sich schizophrene Erleben und die damit einhergehende Entmündigung aussprechen lässt. Über die Metaphorik medialer Kommunikationstechnik sucht und findet eine entfremdete Selbst-Erfahrung ihren Ausdruck; und die Idee ihres technischen Ursprungs erklärt die Fremdartigkeit der je eigenen Sinneseindrücke, Emotionen und Vorstellungen. So wird der Schizophrene selbst zur Maschine, zum Ding, dessen Dinghaftigkeit sich auf den Einfluss des technischen Apparates zurückführen lässt. Die Projektion des Kinematographen im Kopf Jakob Mohrs reduziert sein Erleben zum bloßen Film, jedoch gelingt es ihm im Aussprechen dieses ›Sachverhalts‹ zumindest in Ansätzen, seine empfundene Isolation – die Wahrnehmung, die nur noch sich selbst wahrzunehmen vermag – verstehbar werden zu lassen.

Dem äußerlichen sowie innerlichen Kontroll- und Souveränitätsverlust tritt so die Obsession fürs Technische als letztes Hilfsmittel entgegen, wobei künstlerisches Schaffen das spezifische Medium abgibt, in welchem sich der Rückgewinn verlorener Freiheit vollzieht – interessanterweise gerade über die Aneignung des Technischen im sprachlichen und zeichnerischen Ausdruck. Normabweichendes Erleben wird, wenn auch nicht kontrollierbar, so doch zumindest partiell nachvollziehbar.

Neben aller psychopathologischen Kategorisierung stellt aber der visionäre Gehalt der Blätter eine viel unmittlbarere Fragwürdigkeit dar. Wenn die Zeichnungen und Texte die Zeitgenossen Jakob Mohrs lediglich zu dem Urteil nötigten, man habe es hier mit einem vorzeitig Demontierten zu tun, so zweifeln wir Heutigen, die wir die Texte lesen und die Zeichnungen betrachten, an der Entscheidung solch einer Aussage. Denn was sich hier als Fragwürdigkeit auftut, scheint doch zu sein, dass uns die Vision Jakob Mohrs vielmehr mit dem technisch Möglichen und mithin auch Gewollten unserer eigenen Zeit konfrontiert – nur sind die Apparaturen, mögen sie noch so subtil und hilfsbereit ins Alltägliche integriert sein, heute alles andere als Wahnbilder eines *Geisteskranken*, welche sich mit Verweis auf dessen Wahnsinn leichtfertig abtun ließen.

von Patrick Wagner

von fremder Hand in den Kopf eingespeist – bei gleichzeitigem Raub von Gedanken. Die erklärenden Texte bestätigen dies. So nennt Jakob Mohr einige der Ziele der Hypnose: »Entwindung meines Gedankenganges«, »Geistige[n] Gedankenzensur«, »meine El. Gedankenwellen in dessen (des Hypnotiseurs) Körper u Gehirn zuführen«, »von unüblichen Prozeßgegnern, zum Ferngedankenraub auf mich angewendet, um unübliche Familienverhältnisse zu wissen« – »und ich werde hier nur als Hipnotischer Sklave benützt.« Die Absicht der Beeinflussenden sei es, ihn, Jakob Mohr, auch zukünftig seiner Freiheit zu berauben; »Abteilungswärter wie auch alle Ärzte persönlich« seien in dieses Vorhaben verstrickt.

Wie oben angedeutet, scheint gerade die Begrifflichkeit des Technischen, insbesondere der Kommunikation, als probates Mittel für die Erklärung der Fernwirkung dienen zu sein; erste Versuche in drahtloser Telephonie sowie Telegraphie fallen in die Anfangsjahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Verwendung technischer Terminologie greift jedoch noch weiter. Findet die Übertragung analog zu den elektromagnetischen Wellen des Funkempfängers statt, so orientiert sich ihre inhaltliche Ausprägung am Medium des Films und Grammophons. Suggestion und Hypnose wirken wie Kino und Schallplatte. *Vision and Sound* werden direkt in die Gehirnkammern geleitet, wo sich die fremden Ideen »ganz scharf genau so in meinen einzelnen Bewußtseins's Geruchs, Gefühls, u Vorstellungskammern, sowie auch Gesichtssinne, Originalgetreue wie beim Tellephongespräch« einspeisen um dort ihr Programm abzuspielen: »ganz genau so wiederholend in mir zur Auslösung reizt und Organichorganisch wie bei einem Gramophon durch die Walze u Stimmnadel, oder beim Kinomategraphen«.

Das Erschreckende und zugleich Effektive hierbei: Es geschieht »ununterbrochen«. Die Wellen und Suggestionen werden in die Vorstellungswelt gegen den je eigenen Willen eingeführt und verbreiten dort ihre *Message 24/7* wie das flimmernde Bild des Kinematographen. Als Äquivalent zum Dauerfilm zeigt sich die Audio-Walze als Sinnbild steter Wiederholung und Stimmlosigkeit. Die sich vom Altgriechischen herleitende Wortzusammensetzung *grámma* (Geschriebenes, Aufgezeichnetes) und *phoné* (Stimme, Laut, Ton) verweist dabei auf das Gemeinte: Auf die Walze wird mittels einer Nadel die Vibration eines Tons eingeschrieben, die so entstandenen Vertiefungen geben beim Abtasten selbigen wieder. Dieser Vorgang spiegelt die Empfindung Jakob Mohrs hinsichtlich seiner unkontrolliert auftretenden Halluzinationen und verleiht diesen durch eine technische Vorstellung so etwas wie kausale Erklärbarkeit und Sinnhaftigkeit.

Die in vorliegendem Text zur Verwendung kommenden Informationen sowie Transkriptionen stammen aus den Artikeln »Die Beeinflussungsmaschine des Jakob Mohr«, verfasst von John M. MacGregor sowie »Being a Psycho-Machine, Zur Phänomenologie der Beeinflussungsmaschinen« von Thomas Fuchs. Beide Artikel erschienen im Rahmen der Ausstellung »Der Luftwebstuhl und andere gefährliche Beeinflussungsapparate« im gleichnamigen Ausstellungskatalog: Thomas Röske, Bettina Brand-Claussen (Hrsg.), Der Luftwebstuhl

und andere gefährliche Beeinflussungsapparate, Heidelberg, 2006, S.24-41 und 138-155.

Der Autor dankt der Sammlung Prinzhorn für die Bereitstellung des Bildmaterials sowie für die Genehmigung des Abdrucks.

Die Sammlung Prinzhorn befindet sich auf dem Gelände der Klinik für allgemeine Psychiatrie in Heidelberg, nahe des Bismarckplatzes in der Voßstraße 2. Weitere Informationen sowie Öffnungszeiten finden sich unter <http://prinzhorn.ukl-hd.de>

Des Zaren lange Arme: Überwachung in den Zeiten vor dem Internet

Im Heidelberger Adressbuch aus dem Jahre 1863 ist unter Plöck 52 die Konditorei der Familie Helwerth zu finden; für viele Russen und überwiegend für die russischen Studenten, die in dieser Zeit aus dem Russischen Kaiserreich nach Deutschland flohen, wurde diese Konditorei damals zu einem beliebten Treffpunkt. So beliebt, dass sie von der Familie zwei eigene Räume für ihre Versammlungen bekamen, die jede Woche, und manchmal auch öfter, stattfanden. Sie lasen verbotene Literatur und diskutierten über freigeistige Themen. Zunächst waren es nur »Linke«, doch schon bald kamen auch Vertreter anderer politischer Richtungen dazu und aus dem kleinen Treffpunkt wurde mit der Zeit eine sogenannte Lesehalle, die eine lange und interessante Geschichte hatte.

Universität Heidelberg: Ein Studium in der Freiheit

Für Studenten, die offen moderne sozialistische Ideen vertraten, war die politische Lage im gesamten Russischen Kaiserreich – zu dem damals auch Polen, Litauen und Lettland gehörten – sehr ungünstig: Wegen der studentischen Unruhen im Jahre 1861 wurde die Sankt-Petersburger Universität für einige Zeit geschlossen und viele ihrer Studenten sahen einen Ausweg im Studium im Westen. Man hoffte dadurch, der Überwachung und der Verfolgung durch den strengen russischen Staatsapparat zu entkommen; gerade der damalige Zar Alexander II., der für viele junge Intellektuelle zunächst liberal erschien, regierte bereits einige Jahre nach seinem Amtsantritt das Reich mit eiserner Faust.

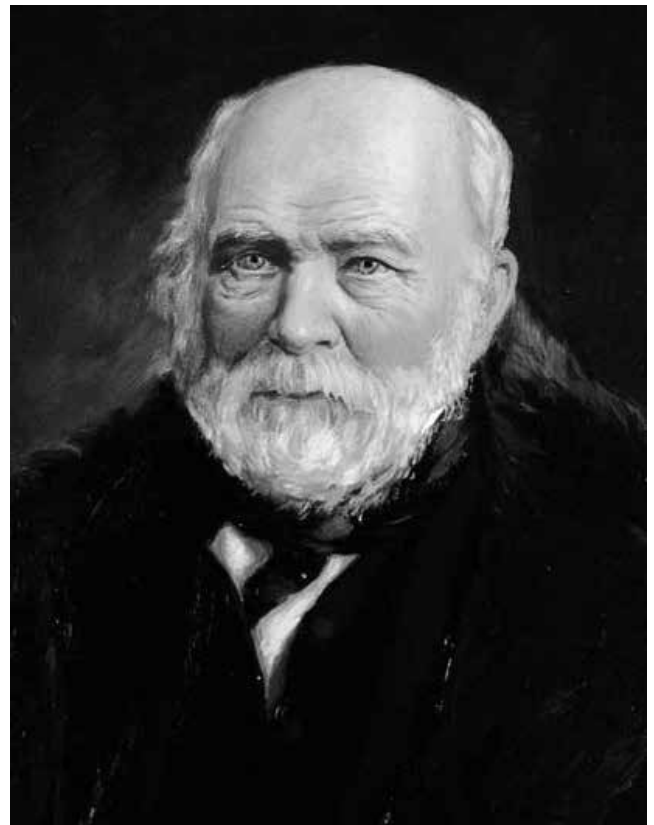
Die Uni in Heidelberg hatte schon immer einen sehr guten Ruf in Russland. Gerade um die Mitte des 19. Jahrhunderts kamen viele russische Studenten in die Stadt, besonders nach den Unruhen an der Uni in Sankt-Petersburg. Hauptsächlich waren es regierungskritische Studenten, die in Freiheit ihren Studien nachgehen wollten. Interessanterweise wurden zu der Zeit auch einige Auslandsstipendien vom russischen Staat vergeben: Allerdings schickte man nur vorbildliche und regierungstreue Studenten ins Ausland. Die revolutionsgesinnte Jugend lebte und studierte meist auf eigene Kosten.

Gerade dies war für die Regierung eine riskante Angelegenheit, denn eine politisch-revolutionäre Zelle könnte ebenso gut aus dem Ausland agieren – Zeitschriften und Bücher herausgeben, Flugblätter drucken und diese heimlich ins Russische Reich schmuggeln – wie es bereits seit mehreren Jahren der Kreis um den Schriftsteller und Philosophen Alexander Herzen in London tat. Es stellte sich also die Frage, wie man die Andersdenkenden auch in

einem fremden Land überwachen und Informationen über ihre möglichen Vorhaben sammeln könnte. Schnell wurde eine Lösung gefunden: Ein Gesandter vom Ministerium für Volksbildung sollte sich in der Gegend niederlassen. So war zumindest jeder Staatsstipendiat verpflichtet, sich regelmäßig bei ihm zu melden und ausführlich über seinen Auslandsaufenthalt zu berichten.

Nikolaj Pirogov

Die Wahl fiel auf den Kriegschirurgen und Universitätsprofessor Nikolaj Pirogov, der selbst einige Zeit in Deutschland Medizin studiert hatte und daher mit der studentischen Wirklichkeit des Landes vertraut war. Er hatte bereits an einigen Universitäten unterrichtet, war gebildet und beherrschte hervorragend die deutsche Sprache – einen besseren Kandidaten für diese außergewöhnliche Betreuung konnte man sich kaum vorstellen. Doch wie sich schon bald danach herausstellte, war er alles andere als ein strenger Funktionär der Regierung und freundete sich schnell mit den russischen Studenten Heidelbergs an.



Nikolaj Pirogov, 1810-1881

Häufig wohnte er den Diskussionen in der Konditorei der Familie Helwerth bei. Es wird berichtet, dass er niemanden für seine politischen Ansichten verurteilte, was ihn natürlich bei Vertretern aller Parteien beliebt machte. Es ist kein einziger Fall bekannt, bei dem Pirogov jemanden für seine Äußerungen denunziert und der russischen Polizei ausgeliefert hätte. Als Staatsdiener war er natürlich verpflichtet, die Andersdenkenden durch belehrende Gespräche in die »richtige« Richtung zu lenken – was er auch tat – doch interessanterweise stand er selbst in einigen Punkten der zaristischen Politik kritisch gegenüber.

Trotz alledem erreichten die langen Arme des gewaltigen zaristischen Überwachungsapparates auch ohne Pirogovs Hilfe einige in Ungnade gefallene Studenten in Deutschland: Man weiß von acht ehemaligen Studenten der Uni Heidelberg, die bei ihrer Rückkehr ins Russische Reich verhaftet und nach Sibirien verbannt wurden (die Dunkelziffer dürfte deutlich höher ausfallen). Der Plan des Ministeriums, das Auslandsstipendium nur an prozaristische, regimetreue Studenten zu vergeben, ging somit leider auf: Es lässt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuten, dass der eine oder andere Stipendiat sorgfältig Informationen über seine weniger linientreuen Kommilitonen sammelte und diese dann der zaristischen Geheimpolizei übergab.

Zur Geschichte der Lesehalle

Die zwei Räume der Konditorei in der Plöck 52 haben die russischen Studenten schnell zu einer Art Lesesaal umgestaltet, in der man viele in Russland verbotene Bücher,



»Russische Pirogovsche gemeinschaftliche Lesehalle«:
Wo heute der Zuckerladen ist, da lasen und diskutierten sie.

Broschüren und Zeitschriften finden konnte, deren Abonnements wohlhabende, meistens ebenso regimekritische Sympathisanten spendierten. Es gab außerdem fremdsprachige Literatur, die die Studenten selbst ins Russische übertrugen, so z.B. Ludwig Feuerbachs *Das Wesen der Religion*. Man kann allerdings nicht behaupten, dass die Russen die Räume der Konditorei aus Sympathie der Besitzer erhalten haben; es war vielmehr der russische Unwille, mit den deutschen Studenten in Kontakt zu treten, dem die Familie Helwerth nachkam. Natürlich gab es auch in

dieser Hinsicht einige Ausnahmen, doch vor allem gegenüber den Burschenschaften empfanden die Russen sehr viel Unverständnis und verachteten diese für ihre Traditionen und für ihr Tun. Es kam zu offenen Konflikten und Prügeleien in den Kneipen, die bisweilen auf der Polizeiwache oder im Studentenkarzer endeten.

Viele Russen berichteten in ihren Briefen in die Heimat über den Hochmut, den die deutsche Bevölkerung ihnen entgegenbrachte. Andererseits gibt es viele Freundschaftszeugnisse zwischen den russischen Studenten und ihren deutschen Professoren, die weit über die Grenzen einer bloßen universitären Beziehung hinausgingen. Mancher Briefwechsel wurde auch viele Jahre nach dem Auslandsaufenthalt fortgeführt.

Zu Lebzeiten Pirogovs hatte diese russische Lesehalle keinen Namen; erst nach seinem Tod 1881 wurde sie auf den Namen Pirogovsche Lesehalle getauft. Diese Ehrung spricht für sich – er war ein Vertreter des Reiches, das vielen Heidelberger Exil-Studenten verhasst war und trotzdem konnte er sich durch seine Art und seine Ansichten den Respekt vieler Exilanten verdienen. In den Jahren ihrer Existenz wechselte sie mehrmals ihren Standort in der Heidelberger Altstadt, da ihr Bestand ständig wuchs. Das Ziel blieb aber dasselbe: Man organisierte Vortragsreihen mit bekannten Persönlichkeiten, auch Leseabende, bei denen man eifrig diskutierte und Überlegungen über die mögliche sozialistische Zukunft des Russischen Reiches anstellte.

Die Einsätze der deutschen Polizei beschränkten sich auf die Feier in vielen Heidelberger Kneipen nach diesen Leseabenden, wo der Alkohol in Strömen floss und die Lautstärke und die Leidenschaft proportional zum Alkoholpegel anstiegen. Die Sitzungen der regierungskritischen russischen Studenten wurden allerdings nicht überwacht; man denunzierte sie nicht bei der russischen Regierung.

Die Gründung des Slavischen Instituts

Auch als sich die Situation im Russischen Reich verbesserte und viele Studenten wieder in ihre Heimat zurückkehrten, wurde die Diskussionstradition der Lesehalle bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges beibehalten. Im Jahre 1931 wurde das Slavische Institut gegründet; viele Bücher und Zeitschriften aus dem damaligen Bestand sind noch heute in dessen Bibliothek zu finden. Sie sind alle mit einem besonderen russischen Stempel verziert, der auch etwas über die Einstellung der Organisatoren und Besucher aussagt: Man empfand sich natürlich in erster Linie als Angehörige des Russischen Reichs, doch auch der deutsche Standort sollte so zum Ausdruck gebracht werden. Insofern war es nur konsequent, dass man die Lesehalle nach dem Kosmopoliten Nikolaj Pirogov benannte, der die Deutschen für ihre Geistesart und ihren Fleiß in vielen Lebensbereichen bewunderte, aber nie das Interesse an den Entwicklungen in seiner Heimat verlor.

von Natalia Lakman

Die Informationen stammen aus dem Buch *Das russische Heidelberg* von Willy Birkenmaier.

Heureka – Wir haben eine VS!



In Heidelberg findet man viele schöne Dinge. Eines hat bislang gefehlt: die Verfasste Studierendenschaft. Sie gibt es bereits in allen Bundesländern außer in Bayern. In Baden-Württemberg wurde sie im Juli endlich wieder eingeführt, nachdem sie hier 1977 unter Hans Filbinger abgeschafft worden war. Die meisten ihrer Aufgaben haben bisher unabhängige Modelle wie die Fachschaftskonferenz in Heidelberg übernommen. Nun erhalten die Studierenden in Baden-Württemberg durch die VS wieder eine offizielle Vertretung und eine eigene Stimme.

Vom 13. bis 15. Mai wurde an der Universität bereits darüber abgestimmt, nach welchem Modell sich die Verfasste Studierendenschaft (VS) konstituieren soll. Dabei hat die Mehrheit der Studierenden sich für das Modell des Studierendenrats (StuRa) als das Gremium, das alle wichtigen Entscheidungen der Studierendenschaft treffen wird, ausgesprochen.

Der StuRa ist die künftige Studierendenvertretung an der Uni Heidelberg und das offizielle, rechtskräftige Organ, das die Interessen der Studentinnen und Studenten nach außen und innerhalb der Universität vertritt. So können die Studierenden bei Angelegenheiten, die sie direkt betreffen, wie Semesterticket, (Frei-)Räume, Prüfungsordnungen oder Qualitätssicherungsmittel mitreden und auf die Entscheidungen Einfluss nehmen. Die Stimme der Heidelberger Studierenden bekommt also endlich Gewicht!

Der StuRa wird zum einen Teil mit Vertreter*innen der Fachschaften und zum anderen mit Kandidat*innen aus Gruppen besetzt, die Wahllisten einreichen. Die Mitglie-

der sind über Wahlen legitimiert. Die ersten Wahlen zum StuRa finden im November statt, und zwar vom Montag, den 18. November, bis zum Mittwoch, den 20. November, jeweils von 10 bis 16 Uhr in den üblichen Wahllokalen. Die Fachschaftsvertreter*innen werden direkt in den jeweiligen Fächern gewählt, die Listen werden uniweit gebildet und fachunabhängig gewählt. In vier Wahllokalen können alle Studierenden der Heidelberger Uni wählen, welche Vertreter*innen für sie im StuRa sitzen sollen.

Zu jeder Wahl gehört neben einem aktiven auch ein passives Wahlrecht: Alle Studierenden der Uni Heidelberg haben also das Recht, zu den StuRa-Wahlen entweder als Vertreter*innen ihres Fachs direkt zu kandidieren, oder mit anderen zusammen Listen aufzustellen. Dieses Jahr gab es bis zum 21. Oktober die Möglichkeit hierzu.

Eine hohe Wahlbeteiligung ist wichtig, damit die Studierendenvertretung viel Unterstützung hat. Der Wahlkampf hat begonnen – haltet nach Plakaten und Infomaterial Ausschau und macht Euch ein Bild von den Gruppen und Kandidat*innen, die zur Wahl stehen! Macht von Eurem Wahlrecht Gebrauch und sorgt dafür, dass wir Studis in Zukunft eine demokratisch legitimierte Stimme bekommen. Informiert Euch über die Kandidat*innen und geht zur Wahl!

Anlaufstelle für weitere Informationen ist die AG VS. Sie ist erreichbar unter: vs@uni-hd.de oder während ihrer wöchentlichen Treffen im Zentralen Fachschaftenbüro (Albert-Ueberle-Str. 3-5) jeden Donnerstag um 18:00 Uhr. Internetpräsenz: <http://stura.uni-hd.de>

von Lene Greve

Termine

Bis 16. Februar 2014, *Hier freut sich der Tod dem Leben zu helfen – Anatomie in Heidelberg gestern und heute*, Universitätsbibliothek.

Samstag, 9. November, 19:30 Uhr, *Home. The hilarious comedy about how I nearly killed myself*, Englisches Theater im Romanischen Keller.

Dienstag, 12. November, ab 20:00 Uhr, *Der General*, Café Gegendruck, Fischergasse 2.

Dienstag, 12. November und Mittwoch, 13. November, ab 18.30 Uhr, *Das Kino in Heidelberg im November 1938* (Sondervorstellungen mit Einführung und Diskussion), Karlstorkino.

Samstag, 23. November, 20:00 Uhr, Viktor Jerofejew, *Die Akimuden*, DAI.

Sonntag, 24. November, 17:00 Uhr, *Die Auseinandersetzungen um den »Volkstrauertag« in Heidelberg*, ZEP, Zepelinstraße 1, Heidelberg-Neuenheim.

Dienstag, 26. November, ab 20:00 Uhr, *Four Lions*, Café Gegendruck, Fischergasse 2.

Dienstag, 26. November, 19:30 Uhr, Vortrag von Wilhelm Solms, *Deutsche Literaturnobelpreisträger und ihre »Zigeuner«*, Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Bremeneckgasse 2.

Donnerstag, 28. November, 18:15 Uhr, Prof. Dr. Detlev Schöttker, *Erinnern und Vergessen der nationalsozialistischen Kriegspolitik*, Ernst Jüngers *Strahlungen*, Institut für Bildungswissenschaften, HS 005.

Montag, 9. Dezember, 20:00 Uhr, *Fahrenheit 451*, 80 Jahre Bücherverbrennung, Filmanalyse, DAI.

Donnerstag, 12. Dezember, 18:15 Uhr, Vortrag von Alina Bothe, *Digitale Zeugnisse Überlebender – eine neue Form der Erinnerung an die Shoah*, Institut für Bildungswissenschaften, HS 005.

Freitag, 13. Dezember, 20:00 Uhr, Poetry Slam WORD UP!, DAI.

Donnerstag, 21. Dezember, ab 20:00 Uhr, Bier bei Bernd, mit freundlicher Unterstützung von MLP, Rektorat, Alte Universität, Heidelberg.

schwarzweiss
schwarzweiss

Kommende Veranstaltungen von schwarzweiss e.V., in Kooperation mit dem Ausländer-/Migrationsrat (AMR) der Stadt Heidelberg:

Sonntag, 24. November 2013, 11 Uhr:
Kolonialgeschichtlicher Stadtrundgang durch Heidelberg
Treffpunkt: Neckarmünzplatz, Altstadt.

In einer (post)kolonialen Stadtführung wollen wir uns auf eine kolonialgeschichtliche Spurensuche durch Heidelberg begeben. Stationen sind zum Beispiel die Universität, das Völkerkundemuseum oder die ehemalige Landfried-Tabakfabrik. Wir bitten um eine vorherige Anmeldung per E-Mail an: kontakt@schwarzweiss-hd.de. Die Teilnahme ist kostenlos.

Samstag, 30. November 2013, 19 Uhr:
Vernissage der Fotoausstellung »&fremd_bilder?« mit Preisverleihungen für die besten Bilder sowie Rahmenprogramm, Breidenbachstudios, Heidelberg.

Die Fotoausstellung unter der Schirmherrschaft von Klaus Staeck dokumentiert verschiedene Perspektiven auf das »Fremde« – und damit immer auch auf das »Eigene« – in Heidelberg. Dadurch schafft sie eine Vielfalt von Deutungsweisen.

Mehr auf unserer Homepage www.schwarzweiss-hd.de

Schreib doch mal.

Wir suchen immer Illustratoren & Autoren, die etwas zu sagen haben, sei es über Themen der Gesellschaft und Politik, lokal und in aller Welt, über das Studieren in Heidelberg oder über Hochschulpolitik. Aber auch literarische Beiträge, Artikel und Rezensionen über Literatur, Kunst, Philosophie, Film, Musik und Theater sind willkommen. Gerne nehmen wir auch Beiträge von Arbeitskreisen und studentischen Gruppen an. Meldet euch per E-Mail oder kommt einfach zu unseren Treffen.

Offene Redaktionssitzungen im *Orange* (Ingrimstraße 26a):

Montag, 18.11.2013, 18 Uhr

Montag, 2.12.2013, 18 Uhr

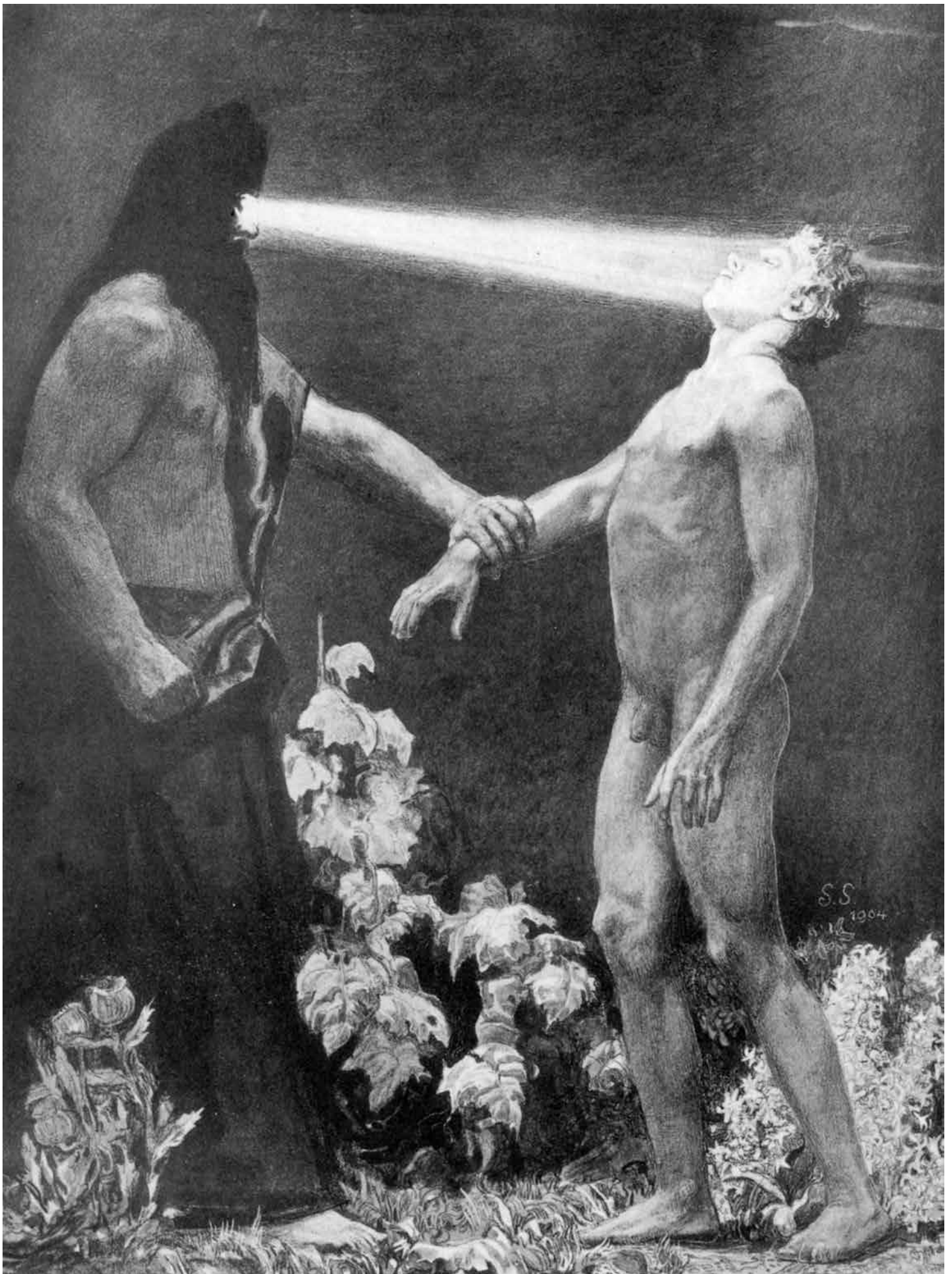
Montag, 16.12.2013, 18 Uhr

Montag, 13.01.2014, 18 Uhr

Nächster Redaktionsschluss: 13. Januar 2014

unimut@posteo.de

www.uni-heidelberg.de/unimut



Sascha Schneider, *Hypnose* (1904).

Felix Zimmermann, zitiert nach Hansotto Hatzig: Karl May und Sascha Schneider. Dokumente einer Freundschaft. In: Beiträge zur Karl-May-Forschung, Band 2, Bamberg 1967:

Ein bärtiger Dämon entnervt mit den grellen Lichtkegeln aus seinen Augen und dem gebieterischen Griffe seiner Hand den Menschen, der ohnmächtig in Willenlosigkeit zurücksinkt.